

Kl. Bücherei
z. Geistesgesch.

3

1940

Sächsische

Z	8°
---	----

8791

Landesbibl.

1st. 301.

Pro.-Rei. 1. bei

FRITZ SCHUMACHER

PROBLEME
DER
GROSSTADT



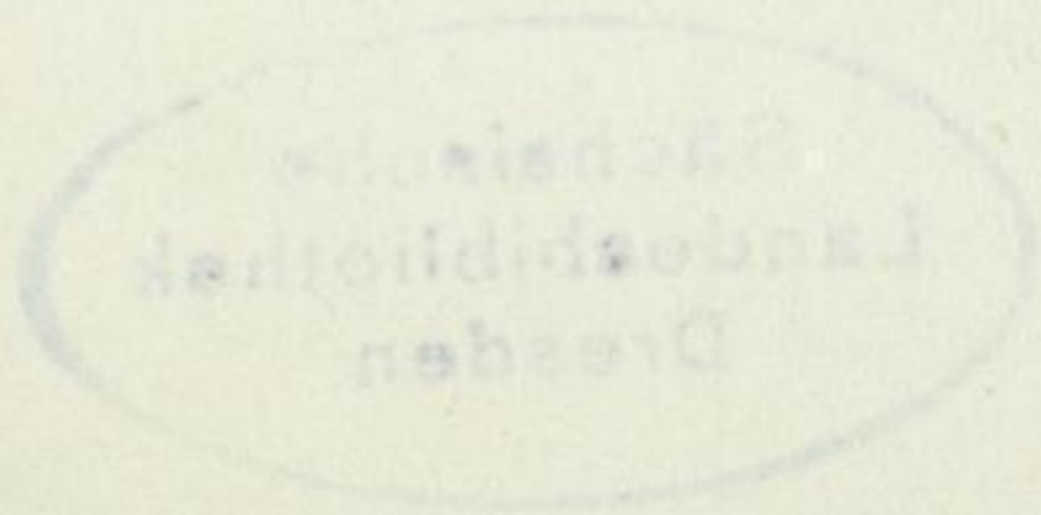
VERLAG E. A. SEEMANN LEIPZIG

RL.
1430

FRITZ SCHUMACHER

PROBLEME

DER GROSSSTADT



VERLAG E. A. SEEMANN LEIPZIG

Vom gleichen Verfasser ist erschienen: *Strömungen in Deutscher Baukunst seit 1800; mit 247 Abb.*

VERLAG E. A. SEEMANN, LEIPZIG

Begleitmusik des Lebens. Gedichte. Der Geist der Baukunst; mit 7 Fig. Rundblicke. Ein Buch von Reisen und Erfahrungen; mit Abb. Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters; mit 16 Tafeln. Träumereien. Ernste und heitere Gedankenspiele.

DEUTSCHE VERLAGSANSTALT, STUTTGART

Stadtbibliothek
Dresden

Ratskammer
Unzulässig

1940/872

7357

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Hauptbibliothek
Unzulässig

54.12.443

Kleine Bücherei zur Geistesgeschichte Band 3

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1940 by E. A. Seemann · Printed in Germany

Druck der Offizin Poeschel & Trepte in Leipzig

59/247

x

1959 W^e 27

INHALT

Einleitung	5
Die Entwicklung der Stadtanlage	9
Soziale Aufgaben der Stadtgestaltung	41
Künstlerische Aufgaben der Stadtgestaltung	77
Fragen der Großstadtumgebung	103
Künstlerische Aufgaben der Großstadtarchitektur	III

EINLEITUNG

IM Hinblick auf die Nöte der Großstadt sagt Nietzsche einmal; „Das, was ihr als Übervölkerung der Erde in greisenhafter Kurzsichtigkeit fürchtet, gibt dem Hoffnungsvolleren eben die große Aufgabe in die Hand; die Menschheit soll einmal ein Baum werden, der die ganze Erde überschattet mit vielen Milliarden von Blüten. – Die Aufgabe ist unsäglich groß und kühn; wir alle wollen dazu tun, daß der Baum nicht vor der Zeit verfaule.“ (Morgenröte.)

Ist es nicht merkwürdig, daß gerade Nietzsche, der große Verächter von allem, was zum „Herdenmenschen“ gehört, die Großartigkeit des Problems „Großstadt“ nicht nur erkannte, sondern das Wagnis seiner Lösung so *freudig* ergriff?

Ich sehe darin eine Mahnung, nicht der pessimistischen Stimmung nachzugehen, die nur zu oft der Erscheinung „Großstadt“ gegenüber laut wird. Gerade in Zeiten völkischer Not pflegt sie besonders stark zu sein. Man spricht von der Notwendigkeit einer „Auflösung der Großstadt“, etwas sanfter ausgedrückt von ihrer Entlastung oder Zerlegung.

Was sich in solchen Regungen kundtut, ist der Sache nach durchaus ernst zu nehmen. Es wird nie zu ändern sein, daß sich an den Stellen

der großen Zusammenballungen der Menschen auch die ganze Fülle ungelöster Lebensverhältnisse besonders schmerzlich zusammenhäuft, und wer gegen sie kämpft, kämpft gegen das Prinzip der Ballung. Wir können jeden Erfolg auf diesem Gebiet lebhaft begrüßen, nur darf die Freude über ihn nicht den klaren Blick dafür trüben, daß wir vielleicht im besten Fall ein weiteres Anschwellen der vorhandenen Ballungen hemmen, aber nicht ihr Vorhandensein aufheben können. Das Problem „Großstadt“ wird trotz aller mutigen Maßnahmen bestehen bleiben, es würde selbst ohne Bevölkerungsvermehrung durch die Mechanisierung und soziale Komplizierung unseres Lebens immer unerträglicher werden, wenn wir die Maßnahmen zu seiner allmählichen Lösung nicht mit aller Kraft anfaßten. Dazu gehört aber als erstes, daß wir dies Problem seinem Wesen nach erkennen.

Deshalb soll im nachfolgenden vor allem von den Eigentümlichkeiten dieses *Großstadt*-Problems gesprochen werden, das wir über dem Eifer des Neusiedelns und Neugründens nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Wir werden sehen, daß es nicht in seine engen Sondergrenzen einzuschließen ist, sondern in manche andere Frage herüberstrahlt, ja, schließlich sein

Wesen als Zentralproblem unserer Kultur nicht verleugnen kann.

Im Folgenden sind Gedanken neu verarbeitet und ergänzt, die in dem vergriffenen Buch des Verfassers „Kulturpolitik“ (Diederichs, Jena) zuerst Gestalt zu gewinnen suchten.

I.

DIE ENTWICKLUNG DER STADTANLAGE

DASS unsere heutige Stadt kein harmonisch entwickeltes Gebilde ist, braucht man nicht erst auseinanderzusetzen. Aber man kann fragen, warum das denn eigentlich mit einer scheinbar unentrinnbaren Schicksalhaftigkeit der Fall sein soll?

Es ist oft, ja beinahe bis zum Überdruß auseinandergesetzt worden, worin die eigentümlichen Ursachen liegen, die im Kunstgewerbe und den verwandten Architekturerscheinungen dazu geführt haben, daß wir zeitweise eine sichere Richtung verloren und erst nach tausenderlei tastenden Versuchen durch den ganzen Kreislauf der historischen Stile hindurch zur Erkenntnis der abgeänderten wirtschaftlichen und damit auch der abgeänderten künstlerischen Richtlinien unseres Zeitalters kamen. Was uns für das Thema „Gerät“ und das Thema „Gebäude“ verhältnismäßig einleuchtend gemacht und geistig geklärt ist, dürfte für das Thema „Stadt“ in seinen inneren Triebfedern sehr viel weniger deutlich klargelegt sein.

Wir erkennen wohl im allgemeinen, daß die Entwicklung des Stadtgebildes sich in früheren Zeiten mit einer gewissen Selbstverständlichkeit vollzieht, die sich in der Natürlichkeit und damit Harmonie des Entstehenden ausspricht,

daß aber dann diese Selbstverständlichkeit aufhört und an ihre Stelle ein scheinbares Spiel von Willkür und Verworrenheit tritt. Die Erscheinungen, die daraus entstehen, sind oft mit einem gewissen grimmigen Behagen geschildert worden, und einzelne ihrer Ursachen liegen so deutlich zutage, daß man sie kaum erwähnen mag. Den tieferen Zusammenhang dieser Ursachen aber wird man wohl nur dann ganz verstehen, wenn man sich völlig klarmacht: Wie vollzog sich früher der Gang dieser Entwicklung eines städtischen Gebildes und wie vollzieht er sich jetzt? Wo liegen die grundsätzlichen Unterschiede? Sind sie Zufall, oder zeigt sich in ihnen ein unabänderliches Gesetz? Und wenn es ein unabänderliches, gesetzmäßiges Etwas ist, was die unerwünschten neuen Erscheinungen erzeugt, wie kann man diesem Unabänderlichen eine Richtung geben, die fruchtbar wird für das Ziel, das uns vorschwebt, das Ziel der Zurückeroberung äußerer Harmonie?

Wir müssen also zuerst fragen: Wie hat sich früher eine Stadt entwickelt?

Wollte man das völlig ausgiebig beantworten, so müßte man Bücher schreiben; um das Wesentliche innerhalb eines solchen flüchtigen Gedankenzusammenhanges, wie er uns im

Augenblick bewegt, hervorzuheben, hat eine Arbeit von Karl Gruber ein vortreffliches Material gegeben¹.

Statt der begrifflichen Darlegung, die sich erst mühsam im Hirn des Aufnehmenden zu einem Bilde umsetzt, hat er den Versuch gemacht, an einem bestimmten Beispiel das Bild selbst in seinen verschiedenen bezeichnenden Entwicklungsstufen uns vor Augen zu führen und aus dem Bilde das Begriffliche abzuleiten. Er hat dazu keine wirklich bestehende Stadt genommen, sondern aus charakteristischen, für die Entwicklung jeder Stadt wichtigen äußeren Umständen einen möglichst vielseitigen Siedlungsfall frei vorausgesetzt und seine Wandlung mit Hilfe weitreichender kulturgeschichtlicher Kenntnis zur bildlichen Anschauung gebracht. Es sei kurz versucht, zu skizzieren, wie das aussieht.

Wir sind im Jahre 1180. Am Ufer eines schiffbaren Flusses, und zwar an der Stelle, wo aus dem Walde heraus ein kleines Nebenflüßchen in ihn mündet, hat sich ein trotziger Burgsitz erhoben. Er beherrscht die Handelsstraße, die

¹ Eine deutsche Stadt. Bilder zur Entwicklungsgeschichte der Stadtbaukunst von Karl Gruber. München 1914.

im Flußtal entlangführt. Als Widerspiel am andern Ufer ist unter dem Schutz dieser Feste ein Benediktinerkloster entstanden. Hier die weltliche, da die geistliche Macht. Beide Mächte beziehen sich auf die Siedlung, die sich an den Fuß der Burg schmiegt. Äußerlich gehört die Siedlung zum weltlichen Herrscher, er umspannt sie mit einer schützenden Mauer, um die ein künstlicher Nebenarm des Stromes herumgeführt ist, halb zum Schutze, halb als erste primitive Form der Abwasseranlage. Aber auch die geistige Kraft macht ihre Ansprüche geltend: inmitten der Häuser steht die Pfarrkirche. Bescheiden meldet sich als erstes selbständiges Zeichen des Bürgertums das Rathaus am Marktplatz. Sonst sehen wir einen Haufen ähnlich gebildeter Wohn- und Arbeitsstätten. Alle Staatsgebäude vereinigen sich in der Burg, alle Kulturzwecken dienenden Einrichtungen vereinigen sich im Kloster. Hier ist die Stätte von Schule, Wissenschaft und Kunst; auch die Stätte der Architektur. Pfarrkirche und Rathaus sind von Mönchen gebaut. Selbst das Handelsleben erhält von hier wichtige Anregung. Die Anlage des Klosters ist darauf zugeschnitten, bei kirchlichen Festen große herbeigeströmte Volksmassen zusammenzufassen; diese Fest-

tage sind Markttage. Sonst deuten auf die Beziehungen nach außen die Herbergen vor der Stadt und die Ankerplätze der Schiffe an der Mühle im Strom.

Ebenso klar wie die gestaltenden Kräfte der Lebensgemeinschaft hier sozial betrachtet nebeneinander liegen, ebenso klar prägt sich dies soziale Wesen im baulichen Bilde aus. –

Etwa zweihundert Jahre später: wir schreiben 1350. Die weltliche Macht hat ihre Arme auch auf das andere Ufer des Flusses ausgedehnt. Die Mauer, stärker ausgebaut mit Türmen und Toren, umschließt zwei Siedlungen. Aus dem Hofkomplex, der das Benediktinerkloster umgab, ist eine eigene kleine Stadtgruppe geworden. Das Kloster aber hat Konkurrenten bekommen: die Dominikaner haben sich ihm gegenüber in einem Bau angesiedelt, und die Wohngemeinde, die diese Anlage mit sich brachte, vergrößerte die Vorstadt so, daß sie eine eigene Pfarrkirche erhielt. Am Siechenhaus, das vor den Toren bei den Herbergen der Heerstraße lag, haben die Franziskaner sich angebaut. Sie haben die Pflege der Kranken übernommen und so ein Kulturbedürfnis zu erfüllen begonnen, für das bisher weder Burg noch Benediktinerkloster sorgte: die Fürsorgetätig-

keit aller Art, deren eine große werdende Siedlung bedarf.

Die alte Kernstadt hat sich nicht wesentlich geändert: die Burg ist ausgebaut, am Fluß vergrößern sich Mühlen und Lagerhaus. —

Noch immer zeigt sich im baulichen Bilde, naiv und unbewußt, was die Stadt an sozialen Strömungen erlebte. —

Und wieder gehen zweihundert Jahre dahin. Wir schreiben 1580. Die Arme, welche die Burg als Kopf der weltlichen Macht um ihre Siedlung zuerst als einfache Mauer streckte, sind zu starken architektonischen Gliedern geworden. Das Pulver ist inzwischen erfunden. Die Festungswerke mußten umgebaut werden in ein System für Schießwaffen geeigneter Bastionen. Aus den vom Fluß getrennten Stadthälften ist eine Einheit geworden. Auch die östliche Vorstadt ist in die Mauern einbezogen. Ein künstlicher Arm des Flusses umfaßt jetzt auch die Vorstädte.

Die drei Siedlungsgruppen um die Klöster sind reicher und enger geworden. Stachen früher die geistlichen Gründungen deutlich hervor, so werden sie jetzt vom Häusermeer fast erstickt. In der alten Stadt zeigt sich das selbständige Heranwachsen des Bürgertums in einem stattlichen neuen Rathaus und stolzen

Patrizierbauten. Am Flusse sind Landungsstellen und Lagerhäuser gewachsen. Neben die staatliche Gewalt der Burg und die geistliche Gewalt der Kirche ist die selbständige Kraft des Bürgertums getreten. Nur die geistlichen Gründungen, die sich seinem sozialen Bedürfnisse einordnen, entwickeln sich weiter; ein Frauenkloster, das der Fürsorgetätigkeit dient, hat sich neu angesiedelt.

Und zugleich sehen wir einen Umschwung des Geschmacks: an die Stelle der mittelalterlichen Stile ist die deutsche Renaissance getreten, und damit an Stelle einer durch Kontraste wirkenden, malerisch aneinanderfügenden Gebäudereihe ein erster Anfang rhythmischer Gliederung. Der Umbau des Schlosses zeigt dies am deutlichsten. Nicht der Architekt des Klosters, sondern der Architekt des neuen Rathauses hat ihn gemacht. Das Bürgertum hat auch die Zügel der höheren Kultur leise in die Hand genommen. Sahen wir 1180 eine *Feudalstadt* und 1350 eine *Klosterstadt*, so haben wir jetzt eine *Bürgerstadt* vor uns. Dieser soziale Entwicklungsvorgang prägt sich klar und organisch im architektonischen Gebilde aus.

Und wieder zweihundert Jahre weiter. Wir schreiben 1750. Der Dreißigjährige Krieg ist

über die Stadt dahingegangen. Die Festungswerke sind als Frucht der traurigen Erlebnisse dieser Zeit nach italienischem System ausgebaut und eine Hauptsache des Stadtgebildes geworden. Denn die ganze Vorstadt auf dem diesseitigen Ufer des Stromes haben die feindlichen Heere inzwischen vernichtet gehabt. Um das Zerstörte wieder aufzubauen, ist der Fürst von seiner alten Burg heruntergestiegen. Er errichtet sich hier ein neues Schloß. Die soziale Entwicklung der Dinge hat ihn zum absolutistischen Herrscher gemacht. Nicht mehr ein buntes Gemenge verschiedener Einzelwillen, sondern *ein* Wille, sein absoluter Machtwille, diktiert die Form der neuen Anlagen. Nur ein zweiter Wille erhebt sich ihm gegenüber: die Kirche. Die Gegenreformation hat an Stelle der alten Orden neue kirchliche Gemeinschaften gesetzt. In der Hochburg, die sich um die neue Barockkirche legt, herrschen die Jesuiten. Äußerlich ordnen sie sich der neuen Kultur des Absolutismus ein. Im ganzen neuen Stadtteil sehen wir einheitliche räumliche Gebilde, gleiche ruhige Gebäudemassen; an die Stelle der bunt zusammengewürfelten Häusernester treten klare Blöcke mit durchgehenden Dächern. Kurz, künstlerisch betrachtet hat sich

ein neues Prinzip der Stadtgestaltung durchgesetzt: die Bauten bergen nicht nur Räume *in* sich, sie *umschließen* zugleich mit ihren Außenseiten öffentliche Räume; das Raumgefühl in der Stadtgestaltung ist erwacht, die Gebäude werden betrachtet als Wände eines Raumes. Die *bewußte* künstlerische Stadtgestaltung hat eingesetzt.

Statt der *Bürgerstadt* von 1580 haben wir die *Fürstenstadt* von 1750 vor uns. Und wieder spiegelt sich die Umwandlung des sozialen Lebens, das die Adern der Stadt durchpulst, deutlich im künstlerischen Aufbau und künstlerischen Ausdruck.

Mit diesem Entwicklungszustand macht nun der Führer, dessen Bilder uns im vorangegangenen vorgeschwebt haben, halt. Ganz organisch und überzeugend hat er uns aus der kleinen, die Burg umgebenden Siedlung eine Stadt erwachsen lassen mit dem ganzen Reichtum der verschiedenartigsten Beziehungen, eine Stadt, in der wir uns eine geistige Kultur wohl vorstellen können, die in den Oberschichten nicht allzu verschieden von der unseren ist, deren Form aber als verlorenes Paradies erscheint.

Wie würde das nächste Bild in der Reihe der

Entwicklung aussehen, vor dem der Schilderer aufgehört hat? Wie würde seine Stadt, deren Wachstum wir miterlebt haben, 150 Jahre später beschaffen sein? Wir schreiben 1900. Es ist nicht schwer zu schildern, welches Bild wir sehen würden.

Stehengeblieben wäre diese Stadt nicht; die geographische Lage, die ihr Schöpfer vorausgesetzt hat, verbürgt die Weiterentwicklung, denn sie verbürgt den Verkehr. Der Verkehr aber ist durch die inzwischen erzielten technischen Errungenschaften eine ganz neue Macht geworden. Er zersprengt die alten Formen. Wie einst die Einwirkung des Schießpulvers die Festungswerke und damit die Außenlinien unserer Stadt von Grund aus umgestaltete, gestaltet jetzt die Einwirkung der Dampfkraft diese Außenlinien wiederum völlig um. Die Festungswerke, dieses äußere Hindernis des Verkehrs, sind zunächst einmal als solche verschwunden. Es ist bei den neu entstandenen Bewegungsmöglichkeiten der Massen kein selbstverständliches Erfordernis mehr, daß jede blühende Stadt sich auch selber schützen muß; die alten, die Bewegung hemmenden Bollwerke sind in einen Wellenstreif von Grün umgewandelt.

Aber weit stärker als in dieser mittelbaren

Form macht sich die neue Entwicklung des Verkehrs unmittelbar geltend. Die Wasserläufe spielen dabei die weniger wichtige Rolle. Am Flußlauf sehen wir zwar die Anlegestelle der Dampferlinie, welche die Stadt mit anderen Städten verbindet; ein Hafen ist angelegt; Lagerplätze und Lagerhäuser umsäumen das Ufer, aber trotzdem ist hier der alte Grundcharakter des Bildes nicht verwischt. Alle Erscheinungen, die mit dem Flußverkehr im Zusammenhang stehen, entwickeln sich mit einer gewissen stetigen Gleichmäßigkeit weiter, und was mit ihnen zusammenhängt, pflegt zwar unter Umständen stark umzugestalten, aber doch nicht den Organismus grundstürzend umzuwälzen. Die Verkehrsentwicklung zu Lande ist darin ganz anders. Die natürliche Straße des Wassers bleibt im Grunde als etwas Unverändertes, die Straße der Eisenbahn aber legt sich als etwas völlig Neues, die Wagenstraße kaum Beachtendes, ins Geäder eines Stadtkörpers. Wir sehen Eisenbrücken, die den Fluß überspannen, eine neue Furche hat der Schienenweg gegraben, und weit im Vordergrund der einstmaligen Vorstadt steht der Bahnhof. In ihm erblicken wir die Quelle der stärksten Veränderung der Stadt. Zwischen Bahnhof und Stadt hat sich

eine Straße entwickelt; große, leblose Häuser; hinter ihm aber, anschließend an den Güterbahnhof, ist ein Industriegebiet erwachsen: Lagerplätze, Fabrikschornsteine. Und diese neue Zone, die sich um den Kern der Stadt von 1750 herumlegt, sendet ihre Strahlen in Form von Arbeiterquartieren nach der Stadt zu aus. Diese selbst aber wächst diesen Arbeiterhäusern mit Bürgerwohnungen entgegen, und so entwickelt sich auf dem Zwischengebiet jener unbestimmte Mitteltypus von Bürgerwohnung und Arbeiterwohnung, der für heutige Städte charaktergebend zu sein pflegt, und dessen Eigenart in der Unklarheit und Unwahrheit besteht, mit der er sich um die bündige architektonische Form für ein soziales Bedürfnis herumdrückt.

Aus der toten Masse der Wohnhäuser ragen noch immer die alten mächtigen Bauten hervor. Aber sie sind für neue Zwecke umgestaltet: das eine Kloster dient einer Schule, das andere ist zum Museum geworden, ein Flügel des Schlosses birgt vielleicht eine Galerie oder Bibliothek, der größte Teil seines Baukörpers wird als Kaserne benutzt.

Aber selbst wenn eine Stadt so glücklich ist, in dieser Weise einen erheblichen Teil ihres

neuen Kulturbedürfnisses in die Hülle alter abgestorbener Kulturbedürfnisse kleiden zu können, schieben sich neue große Baumassen zwischen die wohlverteilten betonten Punkte des alten Gebildes: das Rathaus hat einen neuen Turm bekommen, das mächtige Dach des Theaters steigt empor, Schulen überragen die alten Häuser, ab und zu macht ihnen die Masse eines Warenhauses Konkurrenz. Vor den Stadtmauern aber setzen sich die Bauten fort, welche die Massen des Stadtbildes beeinflussen: hier ragt der Wasserturm eines großen Krankenhauses, dort sieht man die mächtigen Bauten der Elektrizitätszentrale und der Wasserwerke; statt der Felder dehnt sich der Schlachthof, und vielleicht nur am Hügel hinauf sieht man eine Siedlung gartenumstandener Häuser sich aus der durch neue Nutzenanlagen eingekreisten alten Stadt in die Natur hineinretten. –

Ich habe absichtlich vermieden, bei dieser Schilderung der Stadt von 1900 die dankbare Form des satirischen Tones anzuschlagen, zu dem sie rein äußerlich betrachtet herausfordert. Denn diese äußerliche Erscheinung mit all ihren ästhetischen Verzerrungen ist nicht das Wesentliche, und wenn man bei ihr stehen bleibt, trifft

man nicht den eigentlichen Kern der Dinge. Das Wesentliche liegt in einem zwingenden sozialen Vorgang, der hier seinen Ausdruck findet, einem großen Kulturereignis, das begonnen hat sich abzuspielen, und dessen noch unvollendeten Entwicklungsgang wir hier ablesen können: die Fürstenstadt hat begonnen, sich umzugestalten zur Volksstadt. Ebenso deutlich wie die feudale Stadt von 1180, die geistliche Stadt von 1350, die Bürgerstadt von 1580 oder die Fürstenstadt von 1750 dies ihr Wesen im Äußeren ausprägt, tut dies die Volksstadt von 1900. Äußerlich haben die hundertfünfzig Jahre nicht genügt, um für diese tiefgehendste aller Wandlungen eine organische Form zu finden, überall erblickt man Übergänge und Zwiespalte.

Was sich in diesen Erscheinungen ankündigt, ist in unseren Tagen noch verstärkt hervorgetreten. Mechanisierende Kräfte haben den Verkehr und die Industrialisierung der Arbeit ganz in ihren Bann gezogen. Aber nicht das Ausmaß der Veränderungen ist das, was uns im Augenblick interessiert, sondern das Grundsätzliche der Wandlung. Worin besteht es?

Statt des Gewächses, das sich durch Jahrhunderte hindurch von einer Schönheit in eine neue Schönheit entwickelt hatte, sehen wir ein Ge-

bilde mit tausend Wunden vor uns. Was ihm an abgeklärter Schönheit geblieben ist, das besteht fast nur in den Trümmern der einstigen Herrlichkeit. Sozial ist das begreiflich; ist es aber auch künstlerisch betrachtet begreiflich? Versagt hier plötzlich eine schaffende Kraft in der Menschheit, die jahrhundertlang vorhanden war? Häufig hat man das angenommen, und sieht man die Dinge so an, als ob stilistische oder ästhetische Erscheinungen ihre eigene Entwicklung hätten, so müßte man es in der Tat meinen. Und doch fühlen wir, es wäre die unwahrscheinlichste aller Erklärungen. Stilistische und ästhetische Erscheinungen haben eben nicht jene eigene Entwicklung, die der Kunstbetrachter meistens stillschweigend als etwas Selbstverständliches voraussetzt, sie sind nur Abglanz und Nebenerscheinung ganz andersartiger, viel mächtigerer Entwicklungsformen. Daher kommt es auch, daß man immer vergebens an den *künstlerischen* Symptomen solch einer Entwicklung herumkurieren wird; man kann sie nur beeinflussen, wenn man die Entwicklungsformen ändert, deren Begleiterscheinung sie sind.

Es ist nicht schwer zu sehen: unter allen Momenten, welche diese Umgestaltung beeinfluß-

ten, war das Entscheidende – der *Verkehr*. Die Formen, in denen seine Ansprüche baulich zutage treten, wachsen nicht organisch aus dem architektonischen Gebilde der Stadt heraus, sie kommen unorganisch von *außen*. Etwas Fremdes tritt an das bisherige Wachstum der Stadt heran, ein Gegenspiel von außen kommender Kräfte. Dies Spiel fremder Kräfte zeigt sich nicht nur in den baulichen Maßnahmen der Bahnführungen selbst und allem, was damit technisch im Zusammenhang steht, weit stärker noch tritt es in den wirtschaftlichen Folgen dieser Anlage zutage. Ein neuer baulicher Ring legt sich, wie wir gesehen haben, um die Stadt. Dieser Ring schließt sich aber nicht wie in den bisherigen Zuständen als neues Wachstumsglied unmittelbar an die alten Ringe an, sondern zwischen den alten Ringen und diesem neuen liegt eine Lücke. Als Lücke verschwindet sie schnell, aber das Wachstum, das sie schließt, geht vom *neuen* Ringe aus und bewegt sich demnach von außen nach innen, entgegen der Wachstumsrichtung, nach der sich die Stadt bisher entfaltete. Zwei Wachstumsrichtungen prallen aufeinander: die eine wurzelt in alter Überlieferung, die andere, traditionslos, wurzelt allein in ihrer eigenen Kraft. Zwei Mächte

stehen sich gegenüber. Da ihre Richtung entgegengesetzt ist, addieren sie sich nicht, wie in früheren Zeiten des Wachstums, sondern sie stoßen feindlich aufeinander. Da, wo das geschieht, entsteht statt gesteigertem neuen Wachstum ein Chaos. Aber auch über diese Sphäre des Zusammenprallens hinaus dringt die stärkere, von außen kommende Bewegung in zahlreichen kleinen und großen Strömen in den alten Kern hinein und zerfrißt seine unerschütterliche Gestalt.

Die Folgen dieses inneren Vorganges zeigen sich im Zerfall künstlerischer Erscheinung. Man sieht sie, erschrickt und sucht die künstlerische Gesinnung zu reformieren. Ganz vergeblich! Die Ursachen liegen gar nicht in Fragen der Kunst, sie liegen viel tiefer.

Wir sehen, solange der Entwicklungssaft aus einem Wurzelstamm heraus das Gebilde „Stadt“ nach einer Richtung durchdrang, wuchs eines aus dem andern wie in der Natur hervor; erst die Kräfte aus verschiedenen Richtungen mußte man *bewußt nach planmäßigem Willen lenken*, damit sie sich nicht gegenseitig zerstörten. Das ist eine der umwälzenden Wirkungen der Entwicklung des mechanisierten Verkehrs.

Mit dieser Erscheinung hängen aber noch viele andere umgestaltende Erscheinungen der Stadt von heute mittelbar oder unmittelbar zusammen.

Mit der Steigerung des Verkehrs geht die Entwicklung der *Industrie* als zweites wichtiges Moment der neuen Einflüsse des Stadtwachstums Hand in Hand. Dadurch kommt nicht etwa nur ein bauliches Motiv in das äußere Bild der Stadt herein, das bisher nicht wesentlich aus dem Rahmen der übrigen bürgerlichen Bautypen hervorstach: der Gewerbe- und Fabrikbau, sondern zugleich etwas weit Wichtigeres. Eine neue soziale Schicht, die Schicht der Industriearbeiter, wächst plötzlich für die Stadt empor, – nicht langsam aus ihrem Schoße durch Generationen geboren, sondern mehr oder minder unvorbereitet. Niemand kann erwarten, daß diese neue Erscheinung dem Alten sogleich eingepaßt würde; war das aber sogar sozial nicht ohne weiteres möglich, um wieviel weniger war da zu erwarten, daß die Baukunst, die ja nur den äußeren Niederschlag kultureller Erscheinung darstellt, für die neuen Anforderungen, die hier erwachsen, die richtige Form zur Hand hatte. Nein, eben das Ungelöste dieser plötzlich einsetzenden sozialen Verhältnisse

zeigt sich deutlich in den ungelösten Baugebildern, die mit ihnen zusammenhängen. Die Ratlosigkeit in der Wohnungsfrage der neuen Stadt ist kein Versagen architektonischen Gestaltens, sie ist die unvermeidliche Folge ungelöster sozialer Wandlungen. Auch das müssen wir deutlich erkennen, wenn wir dem Kernpunkte des Problems näherkommen wollen, das die neue Stadt dem Gestaltenden stellt.

Mit der Entwicklung des Verkehrs und der daran anknüpfenden Entwicklung von Industrie und Unternehmerkraft nebst all ihren sozialen Folgen hängt aber endlich etwas ganz Allgemeines auf das engste zusammen, was für die Fragen der neuen Stadt entscheidend wird: die Menschenhäufung schlechthin.

Sowie die Häufung der Menschen an einem bestimmten Siedlungspunkte ein gewisses Maß überschreitet, hört die natürliche Möglichkeit, für deren Lebensbedürfnisse zu sorgen, die bei der Kleinstadt in der Wechselwirkung der städtischen Siedlung mit der ländlichen Umgebung liegt, auf. An die Stelle einfacher Lösungen von Fall zu Fall muß ein planmäßiges System treten, um den Pulsschlag solcher großen Menschenkörper zu regeln, und diese planmäßige Regelung setzt sich um in zahlreiche

äußere Erscheinungen, die das Gestaltungsbild der Stadt vom tiefsten Grunde aus beeinflussen.

Die Elemente der täglichen Daseinsbedürfnisse des Menschen können angesichts ihrer gedrängten Massen nicht sich selbst überlassen bleiben, sie müssen organisiert werden: Wasserleitung, Lichtleitung, Gas- und Elektrizitätswerk, Schlachthaus, Markthalle, vor allem aber das Widerspiel dieser positiven Bedürfnisse, die Abwasserleitung, sind die unmittelbaren Folgen.

Zu diesen normalen Daseinsbedürfnissen treten die anormalen, die daraus erwachsen, daß man es nicht nur mit gesunden und pflichtbewußten, sondern ebensogut mit ungesunden oder pflichtvergessenen Menschen zu tun hat. Große, planmäßige Gebilde an Kranken- und Siechenhäusern, Irrenanstalten, polizeilichen Instituten verschiedenster Schattierung sind die unmittelbaren Folgen.

Endlich aber gilt es nicht zum wenigsten, außer diesen grundlegenden Daseinsbedürfnissen des normalen und anormalen Menschen auch die höheren Bedürfnisse des Geistes und des Lebens in ganz neue, auf die Masse berechnete Formen zu gießen. Bade-, Sport- und Erholungsanlagen, Bibliotheken, Museen, Thea-

ter und Schulen werden dadurch zur Notwendigkeit.

Und all diese Forderungen, welche die künstliche Menschenhäufung in der neuen Stadt, die zur Großstadt wird, zwingend mit sich bringt, sind in dieser Form *neue* Anforderungen. Für fast alle muß im überstürzenden Tempo die bauliche Grundform erst gefunden werden. Daraus erwachsen der neuen Stadt neben den großen sozialen Aufgaben zugleich einzelne Gestaltungsaufgaben so mannigfacher Art, daß es kein Wunder ist, wenn sie nicht sofort den Schlüssel für alle diese Ansprüche findet, sondern wenn sie von der Hand in den Mund arbeitet, jede dieser Aufgaben zunächst für sich betrachtet und das Band, das alle bindet, dabei aus dem Auge verliert.

Dieses Band einer einheitlichen gestaltenden Gesinnung zu finden, das scheint demnach neben der technischen und der sozialen Frage der dritte wichtige Punkt zu sein, auf den uns der aufmerksame Blick in das Problem führt, das uns die heutige Stadt stellt, wenn wir das Wesen ihrer Entwicklung mit den Entwicklungsbedingungen früherer Zeiten vergleichen.

Man sieht also: *technische, soziale und künstlerische* Aufgaben sondern sich äußerlich deut-

lich voneinander, innerlich aber stehen sie im engsten Zusammenhang untereinander.

Die technischen Entwicklungen haben aus der Stadt ein neues soziales Gebilde gemacht; dieses neue soziale Gebilde verlangt neue Lebensanlagen; diese neuen Anlagen verlangen einen neuen künstlerischen Ausdruck.

Welche Mittel haben wir, um der Lösung dieser Aufgabe näherzukommen?

Wenn wir versucht haben, in die inneren Unterschiede der Stadtentwicklung unserer Zeit gegenüber der Entwicklungsart früherer Epochen etwas hineinzublicken, so verfolgten wir dabei zugleich das Ziel, zu zeigen, daß die Mittel jener früheren Zeiten, die uns in ihrem Ergebnis als Ideal vorschweben, heute nicht mehr wirksam sind. Diese historischen Ideale können uns deshalb wohl als Maßstab, nicht aber als Leitschnur dienen.

Die mittelalterliche Stadt wurde deshalb zu einem klaren und wohltuenden Gebilde, weil die Kräfte, die in ihr zum Ausdruck kamen, einfach und deutlich umrissen nebeneinander standen: sie brauchte keinen vorgefaßten Plan für ihr Wachstum. Nicht als ob nun alles sich völlig selber überlassen geblieben wäre; nein, jedes Stück, das sich an das nächste reihte, wurde

sicherlich wohl überlegt. Diese Überlegung aber knüpfte an das unmittelbar Vorhandene an und ging nicht über das Ziel hinaus, das es gerade im Augenblick zu erreichen galt. Man arbeitete gleichsam wie der Bauende, der ein Stück Bruchsteinmauerwerk liebevoll zusammenfügt; er schafft nicht nach einem bestimmten vorausgeplanten Fugenschnitt, sondern paßt seinen nächsten Stein wohlüberlegt dem unregelmäßigen Gefüge der schon vorhandenen ein. Besondere Reize können dadurch entstehen, in die schematische Arbeit spielt überall ein Hauch individuellen Gefühls, und doch sind dieser Art des Entstehens ganz bestimmte, deutlich erkennbare Grenzen gesetzt.

Erst die Stadt der Renaissance beginnt, für ihr Wachstum nach großen einheitlichen Gruppengebilden zu streben. Zuerst tritt die Gelegenheit dazu, wenigstens in der deutschen Stadt, nur selten hervor; erst als die Willenskräfte sich immer mehr im absoluten Herrschertum größeren oder kleineren Formats an einer Stelle sammeln, ergibt sich die äußere Möglichkeit, größere Anlagen nach einem bewußten vorbestimmten Willen anzuordnen. Die Barockzeit steht unter diesem Zeichen des einheitlichen Willens, und wir sehen, wie sich das

Wachstum der Stadt nach ganz bestimmten raumbildenden Zielen in rhythmischer Gliederung vollzieht. Man arbeitet bewußt nach großen vorausbestimmten Absichten und Plänen. Wenn wir uns heute immer deutlicher klar darüber sind, das auch tun zu müssen, so scheint es das gegebene Ziel zu sein, zu einem früher erprobten glänzenden System zurückzukehren.

Das ist neuerdings bis zu einem gewissen Grade auch der Fall. Wir haben an der Spitze unseres Staates wieder den *einen* Willen, der Vorbedingung für die damaligen Leistungen war, und in gewaltigen Plänen monumentaler Art macht er sich geltend.

Aber trotz aller Großartigkeit ist damit noch nicht der ganze Aufgabenkreis erfaßbar, den eine heutige Großstadt baulich stellt. Es gibt eine Fülle von Aufgaben, die bedeutungsvoll an ihrem Gesicht mitarbeiten, und die den verschiedensten baulichen Willen unterstehen. Auch die beste Organisation einer „Baupflege“ kann ihnen nur schwer eine im höheren Sinn einheitliche Note geben. Aber das ist nicht der wesentlichste Unterschied von der Fürstenstadt früherer Zeiten; der liegt wohl darin, daß sich damals der vorgefaßte Gesamtplan in vollem Ausmaß auf eine ganz bestimmte Aufgabe bezog, deren

Verwirklichung unmittelbar in Angriff genommen werden sollte, deren Programm deshalb auch deutlich feststellbar war.

Wenn wir aber von „vorgefaßten Planungen“ sprechen, die unser heutiges Stadtwachstum infolge des gesteigerten Tempos, das die Menschenhäufung mit sich bringt, fordert, so sind das Pläne, die sich auf Gebiete und Aufgaben erstrecken, die oft in weite Ferne reichen, mit deren Verwirklichung unmittelbar meist nicht begonnen werden soll, und deren Programm darum im einzelnen gar nicht deutlich zu übersehen ist. Dieses Disponieren in eine ungewisse Zukunft hinaus ist eine neuartige Notwendigkeit, denn wir haben in schmerzlichen Erfahrungen oft und deutlich genug erlebt: wenn wir in der heutigen Stadt eine große gestaltende Aufgabe zu erfüllen haben und treten an die Frage ihrer Eingliederung in das Gefüge des Bestehenden erst in dem Augenblick heran, wo ihre Ausführung wirklich bevorsteht, dann mögen die Gesichtspunkte noch so groß und klar sein, es ist ausnahmslos viel zu spät, um sie restlos verwirklichen zu können; bestehende Verhältnisse zwingen zu Kompromiß und Verstümmelung. Nur was vorausschauend vorbereitet ist, kann in dem Geflecht der heu-

tigen Großstadt noch rein zum Vorschein kommen.

Wohl plagt sich der heutige Städtebau auch mit tausend Fragen, die in das Leben des Augenblicks eingreifen, und viele zur unmittelbaren Lösung bestimmte Einzelaufgaben laufen dabei unter. Das Eigentümliche aber der ihm gestellten großen Aufgaben liegt darin, daß er zugleich vorsorgend vorausschaffen muß für eine kommende Zeit, wenn er dieser kommenden Zeit die Zerrbilder ersparen will, die wir für die unsrige trotz klarer Erkenntnis nicht mehr verhindern können.

Was wir heute auf dem Gebiet der Stadtgestaltung säen, das geht erst in einem künftigen Sommer reif zur Ernte auf, und was im vorigen Frühjahr von unseren Vorgängern nicht gesät wurde, das können wir heute nicht ernten, wenn wir uns auch noch so viele Mühe geben; wir können nur noch künstlich an den bereits entwickelten Pflanzen herumziehen und herumschneiden.

Was früher nur des Vorausdenkens bis zu einem deutlich gesteckten nächsten Ziele bedurfte, das bedarf heute einer weit vorgreifenden Vorausbestimmung: an die Stelle der Entwicklung ist die geistige Konstruktion getreten.

Weil die Folgen dieser Erkenntnis uns erst allmählich völlig klar geworden sind, ist die Aufgabe, die uns heute der Entwicklung der Stadt gegenüber gestellt ist, eine doppelte.

Auf der einen Seite haben wir nach besten Kräften retuschierend und flickend die Dinge zu lösen, für die unsere Vorgänger uns eigentlich die Richtlinien hätten geben sollen; das sind die Einzelaufgaben, die gewöhnlich im Mittelpunkt des Tagesinteresses zu stehen pflegen, und in denen Vielen die Probleme des Städtebaues allein zum rechten Bewußtsein kommen. Für ihre Lösung reichen die Grundsätze, wie sie die künstlerisch hochstehende Stadt der Vergangenheit entwickelt hat, im allgemeinen aus.

Auf der anderen Seite aber stehen die Aufgaben, die wir dem Kommenden gegenüber haben, Aufgaben, deren Vorhandensein die große Masse erst zu erkennen pflegt, wenn sich zeigt, daß sie *nicht* rechtzeitig gelöst wurden, und deren Bewältigung denjenigen vor allen Dingen am Herzen liegen muß, die für die Wachstumsart einer Stadt verantwortlich sind. Für diese Aufgaben reichen die Grundsätze früherer Zeiten nicht aus, sie bedingen eine andere Methode des Denkens und Planens.

Wir sind heute so weit, das zu wissen. Die einzelnen Fragen, die damit zusammenhängen, sind auch in der Theorie in glänzenden und scharfsinnigen Arbeiten durchgedacht und ausgearbeitet; für die Art aber, diese Erkenntnisse ins praktische Leben umzusetzen, stehen wir noch mitten in einem hin- und herschwankenden Kampfe.

Die Schwierigkeit liegt darin, die als richtig erkannten Absichten so zu gestalten, daß sie in die Wirklichkeit umgesetzt werden *können*, und weiter: Mittel und Wege zu finden, daß sie in die Wirklichkeit umgesetzt werden *müssen*.

Diese beiden Forderungen klingen merkwürdig einfach, – nur wer im praktischen Leben steht, weiß, was sie in Wahrheit an Not und Mühsal bedeuten.

Auf dem Gebiet städtebaulicher Betätigung gibt es einen eigentümlichen, man möchte sagen fachmännischen Dilettantismus, der idealen Keimen entspringt und doch große Gefahren in sich trägt. Das Bedürfnis, zu phantasieren, das sich eine Zeitlang in der Architektur im Schaffen von Idealbauwerken Luft machte, hat sich auf das dankbare Gebiet des Städtebaues geworfen, und zahlreiche Vorschläge pflegen in städtebaulichen Fragen lautzuwerden. Häu-

fig sehen sie, für sich betrachtet, wenn man ihnen in irgendeiner Zeitung begegnet, ganz annehmbar aus; wenn man aber die wirklichen Verhältnisse genau kennt, wird das anders. Ohne Berücksichtigung von Besitzverhältnissen und Verträgen, vor allem ohne zu beachten, wie die Geldfragen wirtschaftlich gelöst werden sollen, in die man hineingreift, läßt sich leicht und dankbar phantasieren. Für die harte Wirklichkeit gilt es zunächst, solche Vorfragen zu klären und im Rahmen ihrer Erfüllbarkeit die Lösung der gestaltenden Seite der Aufgabe zu finden. Nur das hat praktischen Wert, wenn es auch vielfach neben der Phantasielösung verblaßt; sie bleibt eben ein schönes Spiel. Und deshalb entsteht die Forderung: man muß seine Absichten so gestalten, daß sie verwirklicht werden *können*.

Ist aber so unter Berücksichtigung aller wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen ein Weg gefunden, der eine Gestaltung zuläßt, dann kommt manchmal die schwierigere Aufgabe, die Kraft des Gesetzes so zu lenken, daß, bald im unbewußten Werden, bald im bewußten Entschluß, das auch wirklich entstehen *muß*, was als Ziel erkannt ist.

Kurz, für die praktische städtebauliche Betätigung unserer Tage ist nicht in erster Linie die

gestaltende Kunst ausschlaggebend, die natürlich Voraussetzung bleibt. Diese wird tot oder nutzlos, wenn nicht die soziale und wirtschaftliche Erkenntnis ihr vorausgeht und die strategische Fähigkeit, die richtige Methode der Verwirklichung zu finden, ihr folgt.

So ist das, was sich früher verhältnismäßig einfach und selbstverständlich ergab, *das Wachstumsgesetz der Stadt*, eine nur bewußt erfaßbare und seltsam verwickelte Aufgabe geworden.

Nur wo die Lösung dieser Aufgabe den klaren gesunden Rahmen schafft, können die künstlerischen und stilistischen Fragen im engeren Sinne, die das Problem „Großstadt“ umschließt, zur richtigen Durchbildung kommen. Ehe wir deshalb diesen ästhetischen Erörterungen nähertreten, müssen wir zunächst die mancherlei Gesichtspunkte näher ins Auge fassen, die praktisch mit dieser grundlegenden Aufgabe im Zusammenhang stehen.

2.

SOZIALE AUFGABEN
DER STADTGESTALTUNG

WIR haben versucht, die hauptsächlichsten Einflüsse zu sondern, unter denen die Entwicklung der modernen Stadt steht, und sind dabei gestoßen auf drei Gruppen von Fragen, die es bei dieser Entwicklung zu lösen gilt: technische Fragen, soziale Fragen und Gestaltungsfragen.

Wir haben gesehen, daß alle drei in ihren Verkettungen von Ursachen und Wirkungen innerlich eng miteinander zusammenhängen, äußerlich aber zerfallen sie in drei ganz verschiedene Betätigungsgebiete: die technischen Fragen greifen in das Gebiet des Ingenieurs, die sozialen Fragen in das Gebiet der Volkswirtschaft und die Gestaltungsfragen in das Gebiet der Kunst.

Die Kräfte also, die in Wahrheit in stetem lebendigen Widerspiel miteinander stehen und stehen müssen, werden beeinflußt von drei verschiedenen Polen aus. In drei verschiedenen Laboratorien gleichsam arbeitet man an den verschiedenen Phasen ein und desselben Experimentes. Um welche Art Arbeit auch immer es sich dabei handeln mag, es wird stets außerordentlich schwer sein, auf solchem Wege zu einem lebendigen Ergebnis zu kommen. Die höchst unbefriedigenden Ergebnisse, welche

die Wachstumsformen unserer heutigen Städte darstellen, haben das wohl deutlich genug auf unserem Gebiete gezeigt, und blickt man solch eine moderne Stadt einmal bewußt aus diesem Gesichtswinkel heraus an, so kann man un schwer erkennen, wie viele der eigentümlichen Erscheinungen sich daraus erklären, daß die technischen Dinge, die wirtschaftlich-sozialen Dinge und die künstlerischen Dinge alle drei ihre eigenen Wege gegangen sind. Jedes der drei Gebiete war höchst eifrig um seine besonderen Aufgaben besorgt, aber dies Bestreben ist fruchtlos, weil es für sich allein nichts Lebendiges zeugen kann.

Das Charakteristische für die Epoche des Mißlingens auf städtebaulichem Gebiete liegt vielleicht zum großen Teile darin, daß man sich ganz darüber im unklaren war, daß in dieser Sachlage die Quelle des Mißerfolges lag.

Nun nützt es zunächst praktisch noch gar nichts, zu sagen, Technik, Volkswirtschaft und Kunst haben eben von einem Punkte aus zu arbeiten; das ist ein Ziel, aber noch nicht ein Weg. Der Weg war nur von Stufe zu Stufe zu finden.

Unter den drei Kräften, die bei der Stadtgestaltung zusammenwirken müssen, hat lange

Zeit die *Technik* den unbestrittenen Vorrang gehabt. Das ist kein Zufall gewesen.

Will man für das Wachstum einer Stadt Richtlinien aufstellen, so *muß* man zuerst technische Fragen lösen. Ehe man nicht weiß, wie die Lage eines Geländes sich zur Eisenbahn verhält, und ehe seine sonstigen Verkehrsbedingungen nicht festgestellt sind, ist es ganz nutzlos, sich über seine übrigen Zukunftsfragen den Kopf zu zerbrechen. Sie erhalten ihre Beleuchtung und Bestimmung erst durch das Verhältnis zum Verkehr. Schnellbahnen, Kleinbahnen, Verkehrsstraßen sind Vorbedingung alles weiteren. Und da Straßen und Leitungskanäle meist untrennbar miteinander verbunden sind, werden durch das Straßennetz zugleich weitere technische Fragen erster Ordnung – die Wasser- und Kraftversorgung sowie die Entwässerung – in ihren Grundzügen festgelegt.

Und man *muß* diese Fragen nicht nur zuerst lösen, man *kann* sie auch zuerst zur Lösung bringen. Während soziale Fragen und Gestaltungsfragen ihrer Natur nach meist bis zuletzt hypothetischen Charakter tragen, nehmen diese Fragen ganz bestimmte eindeutige Formen an. Die verschiedenen Willen, die auch in sie hereinspielen, schließen sich einmal zu ganz be-

stimmten Entschlüssen zusammen, und so kann man diese Aufgaben wirklich zu restloser Klärung bringen.

Es ist deshalb äußerlich und innerlich ganz erklärlich, daß Verkehrsfragen zunächst, als man noch als Neuling den neuartigen großen Aufgaben der modernen Stadtentwicklung gegenüberstand, die Geister recht einseitig beschäftigten, wenn sie ihre Pläne zeichneten. Aber leider nicht die weitgreifenden, aus wirtschaftlichen und sozialen Erwägungen entspringenden Verkehrsprobleme großen Stils – diese bleiben im allgemeinen noch unberücksichtigt –, sondern die nächstliegenden Verkehrsfragen standen im Vordergrund des Interesses. Die ersten Großstadtbebauungspläne waren ihrem geistigen Kern nach *Straßenpläne*. In diesem Anfang war man steckengeblieben, ohne zum eigentlichen Wesen der volkswirtschaftlichen und künstlerischen Gesichtspunkte vorzudringen. Aus der Führung der Straßen ergaben sich gleichsam von selber die Baublöcke; sie beschäftigten die Gestaltenden nicht sonderlich. Es waren große Blöcke verschiedenster Form, wie die zweckmäßig erscheinenden Straßenrichtungen sie zuschnitten. Dadurch, daß sie groß waren und die Straßen aus-

nahmslos breit angenommen wurden, glaubte man der Notwendigkeit Rechnung getragen zu haben, für Weiträumigkeit in der Massenhäufung der Menschen zu sorgen. Wenn man zudem in einzelnen Bezirken noch die Höhe beschränkte, meinte man ein übriges zu tun. So sah der erste große Bebauungsplan von Berlin, der berüchtigte Plan von 1862, aus, so folgten in den nächsten Jahrzehnten die Bebauungspläne der größeren Städte Deutschlands.

Erst allmählich erkannte man, daß man da, wo man vermeintlich nur Straßen schuf, noch ganz andere Dinge unbewußt mitgeschaffen hatte.

Nach der Erschließung eines Geländes durch Zugangswege stieg natürlich der Wert des Bodens. Je breiter und kostspieliger die Straßen waren, um so mehr wurde er durch Beiträge belastet. Daraus ergab sich wirtschaftlich die Notwendigkeit einer starken Ausnutzung des Grund und Bodens. Fand man nun tief zugeschnittene Blöcke vor, so steigerte sich diese Notwendigkeit, und man war dazu gezwungen, diese Ausnutzung dadurch zu erzielen, daß man die teure Straßenfront noch kräftiger ausnützte, also *hoch* baute und vor allem möglichst *tiefe* Häuser anlegte, die mit Flügeln und Hinterhäu-

sern, soweit die gesetzlichen Vorschriften das überhaupt gestatten, in den sonst nicht nutzbaren Kern der Grundstücke hereingreifen. Kurz, am *Rande* der großen Blöcke schichtete und pferchte man die Menschen so stark zusammen, wie man nur eben konnte, weil sonst das wirtschaftliche Gleichgewicht unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu erzielen war. Auf dem übrigbleibenden Rest des mittleren Kernes der Baublöcke entstand gleichzeitig ein buntes Durcheinander von Zufallsbauten. So wird zugleich mit dem inneren Wirrwarr der Großstadtblöcke die Mietskaserne geboren. Sie ist die unmittelbare Folge des Bebauungsplanes der gleichförmig breiten Straßen und der großen Blöcke, die *ohne bewußt gestaltende Absicht als Ergebnis von Straßenführungen entstanden sind*.

Mit der Mietskaserne entsteht aber zugleich unausbleiblich ein Verfall der baulichen Gestaltung, denn diese nach rückwärts strebenden Flügelgebilde des Mietshauses lassen sich nicht mehr organisch lösen. Das Massenwohnhaus wird innen ein schlecht beleuchtetes und belüftetes Labyrinth und außen ein trauriges Flickwerk. Der Begriff „Hoffassade“ wird ein Schimpfwort, der Begriff „Großstadtwohnung“ ein Schrecken. Und jeder von uns begreift es,

wenn ein österreichischer Dichter, der die Großstadt im Stile des Danteschen Inferno besingt und seinen Höllengesang anhebt mit den Worten

„Millionenstadt, du Stein- und Plagenkreis“,
die Durchschnittswohnstätte unserer Kulturzentren mit den Versen schildert:

„Und jeder Zierat macht die Sache schlimmer,
Denn er ist ein Betrug, der doch mißlingt,
Er kann nicht täuschen, der gemeine Schimmer,
mer,

Der häßlich von den Zinskasernen blinkt. –

Man seh' sie nur von andrer Seite an,
Vom Lichthof, wo die Tage sich verlieren;
Da hat sie jede Lüge abgetan
Und zeigt uns ohne Phrase, ohne Zieren
Ihr wahres Dasein, ihren Sinn und Plan.“

Aus solchen Erfahrungen ergibt sich, daß die Straße nicht nur als Verkehrs- und Aufschließungsader betrachtet werden kann, sondern daß sie in erster Linie als Zuschneiderin des Baublocks die weitgehendsten Folgen auslöst. Die Form und Größe des Blocks bestimmt nicht nur seine Wirkung nach außen, sondern wie mit unabänderlicher Naturnotwendigkeit

entwickelt sich daraus im Rahmen der Bauordnung zugleich aus wirtschaftlichen Gründen das innere Wesen des Bautypus. Die Art dieses Bautypus hat nicht nur ästhetische Folgen, sondern vor allem die weittragendsten *sozialen* Folgen.

Aus der harmlos erscheinenden Verkehrsfrage wird eine Wirtschaftsfrage, die Wirtschaftsfrage wird zur Gestaltungsfrage, und die unter wirtschaftlichem Zwang erfolgende unzulängliche Gestaltung bringt das kulturelle Ergebnis sowohl nach der sozialen wie nach der künstlerischen Seite mit sich. Plötzlich erhebt die *soziale* Aufgabe, die in der Art der heutigen Stadtentwicklung begründet liegt, neben der Verkehrsfrage ihr Haupt.

Als erste große Lehre müßte man aus diesen versagenden Bebauungsplänen folgern, daß die *Straße* nicht Selbstzweck beim Plangestalten sein darf, ja daß sie gar nicht der vornehmste Zweck des Gestaltens ist, sondern daß der *Bau-block* den eigentlichen Zweck des Planens darstellt. Und das ist durchaus sinngemäß, denn das nationale Gut, um dessen bestmöglich ausnutzbare Gestaltung es sich beim Bebauungsplan handelt, ist das Stück *Land*, das aufgeteilt wird. Die Straße ist nur Dienerin dazu, sie hat

sich den Bedürfnissen des Blocks anzupassen, nicht der Block den Bedürfnissen der Straße. Der Blick des stadtbaulich Planenden muß gleichzeitig nach zwei Richtungen geleitet werden. Er muß lernen, den Bebauungsplan zu betrachten als ein System von Blöcken und zugleich im Zusammenhang damit als ein Netz von Straßen.

Das alles erkannte man nicht theoretisch, sondern das erkannte man erst an tausendfältiger bitterer Erfahrung. Erst als das Zerrbild der Großstadt dastand, begann die Erkenntnis der Ursache, und doch ist es vielfach noch überaus schwer, die praktischen Folgen aus dieser Erkenntnis ins Leben umzusetzen.

Das hat seinen tieferen Grund wohl zum großen Teil in folgendem:

Wenn wir auf einem Plan eine *Straße* durch Linien festlegen, können wir genau übersehen, was wir tun. Die Linien sind eigentlich nichts anderes als ein Bauverbot, das besagt: auf diesem Streifen darf nicht gebaut werden, er muß frei bleiben. Wenn man aber einen *Baublock* mit Linien festlegt, so ist damit das bauliche Gebilde, das man anstrebt oder das man vermeiden will, noch lange nicht erzielt. Durch die Bestimmung des äußeren Grundrißumrisses einer

Baumasse, als welche die Planform zu betrachten ist, ist nur ein Anlauf dazu gemacht. Alles andere kann man nur durch weitere Maßnahmen mehr oder minder stark beeinflussen. Durch Bestimmungen etwas zu *verbieten* ist leicht, durch Bestimmungen etwas zu *schaffen* ist schwer. Geht man also im Bebauungsplan von der Straße als erzeugendem Etwas zum Baublock als erzeugendem Etwas über, so hat man nicht etwa nur den Gesichtspunkt gewechselt, sondern die Aufgabe ist in eine ganz andere, weit schwerere Form gebracht.

Die Aufgabe ist: Blöcke zu gestalten, die nicht nur in ihrer äußeren Eigenschaft als Straßenwände gute Dienste leisten, sondern die vor allem in ihrer inneren Eigenschaft als Wohnungsberger zu gesunden und bestimmten sozialen Forderungen angepaßten Bauformen *zwingend* führen.

Die Methoden der Behandlung, die diese Form der Aufgabe fordert, sind nicht so leicht zu verstehen, wie die gefühlsmäßig von jedem Laien sofort faßbaren Überlegungen, die sich an die gleichen Eigenschaften von Verkehrslinien knüpfen. Das Problem der Großstadtentwicklung ist aber im letzten Grunde gleichbedeutend mit der *Wohnungsfrage*. Es ist erst ge-

löst, wenn es gelingt, den Entwicklungsgang der Stadt so zu leiten, daß gesunde und anständige Wohnungen entstehen *müssen*, und zwar Wohnungen, die mit der Skala der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Bewohner im richtigen Einklang stehen.

Diese entscheidende Rolle, welche die Lösung des Wohnbedürfnisses spielt, ist etwas Neues. In den früheren Typen der Stadt, die wir betrachteten, tritt diese Aufgabe ganz in den Hintergrund. In all diesen historischen Stadtzuständen war das Rückgrat der Gestaltung die Art, in der sich ein aristokratischer Machtfaktor darstellte: die Burg, Kloster und Kirche, das Festungswerk, das Schloß. Die Formen des durchschnittlichen Wohnens schlossen sich an solche Mittelpunkte wie von selber an, – sie waren gleichsam das neutrale Füllsel, das zwischen diese betonten Punkte sich elastisch und selbstverständlich hereinschob. Bei der Großstadt unserer Zeit ist das anders geworden; ihr Wesen beruht auf dem Charakter, den der Zellenbau ihrer Wohnquartiere hereinbringt, und in diese ausschlaggebende Masse legen sich die betonten Punkte, Schulen, Kirchen, Verwaltungsgebäude, als unabhängige Erscheinungen herein. Maßgebend ist ein sozialer Machtfaktor

geworden. Diese Wohnungen sind in ihrer überwiegenden Masse nicht die behäbigen Wohnungen des früheren Bürgertums, sondern es sind die Wohnungen des Arbeiters. Die Statistik erweist, daß mehr als 80 Prozent aller Wohnungen einer Großstadt wie Hamburg Ein-, Zwei- und Dreizimmerwohnungen sind mit einem Durchschnittsmietpreis von 400 bis 500 Mark für die Dreizimmerwohnung; und von dem kleinen Rest von 15 bis 20 Prozent entfällt nur etwa ein Fünftel auf große Wohnungen. Das individuell gestaltete Haus, das Haus als Kunstwerk, spielt also nur eine verschwindend kleine Rolle im Rahmen des heutigen Bedürfnisses, ausschlaggebend ist die Siedlung der Masse.

So ist die Gestaltung der Kleinwohnungsfrage der Kern der Stadtgestaltungsfrage unserer Zeit, – und daß dieser Kern faul geworden war, wird niemand so leicht bestreiten wollen. Vergebens ist es, gegen die äußeren Erscheinungen dieses Zustandes mit den Mitteln der *Kunst* verbessernd einwirken zu wollen. Keine Reform der Bauschulen und keine Gesundung architektonischer Anschauungen kann hier helfen. Wenn man glaubt, auf diesem Wege vorwärtszukommen, so ist das ebenso, als ob man

einem Koch, der faules Fleisch zum Braten erhält, gute Butter und etwas Petersilie gibt und meint, nun würde der Braten gut werden können.

Man muß tiefer greifen und den inneren Organismus der Wohngestaltung aus dem Zwange erlösen, in dem er gebunden lag. Dieser Zwang ergab sich aus den wirtschaftlichen Einwirkungen des Bebauungsplans. Bei ihm also gilt es, Hand in Hand mit entsprechenden Bestimmungen der Bauordnung einzusetzen.

Im ersten Augenblick mag das vielleicht gar nicht besonders schwierig erscheinen. Man sagt sich, wenn die hohen Steinkolosse der Großstadt und die tiefen Hinterflügel mit ihren unhygienischen und ungestaltbaren Schlitzen unerträglich erscheinen, so muß man eben Baubeschränkungen auferlegen, die diese Ungebilde der Mietskaserne unmöglich machen. Sicherlich! Aber die Beschränkung bedeutet eine wirtschaftliche Belastung. Der Preis der nunmehr entstehenden Wohnung wird steigen. Für alles, was man verhindert, muß man wirtschaftlich einen gleichwertigen Ausgleich schaffen; eine Reform, welche die Wohnungen verteuert, ist keine Reform, möge sie an sich auch noch so schön wirken, denn für jene 80 Prozent

der Bevölkerung, die an bestimmte kleine Wohnungsmieten gebunden sind, würde sie nicht in Betracht kommen. Im praktischen Leben kann der Architekt leider niemals einfach das Gute statt des Schlechten machen, er kann nie mit zwei idealistischen Augen schauen, das Eigentümliche seiner Aufgabe besteht vielmehr darin, daß er stets mit einem wirtschaftlichen und einem idealistischen Auge zu sehen gezwungen ist.

Auf unsern Fall bezogen würde das bedeuten: wir müssen den wirtschaftlichen Nachteil, der in den Baubeschränkungen liegt, durch den darauf berechneten Zuschnitt der Baublöcke derart auszugleichen wissen, daß wieder Gleichgewicht entsteht.

Und es ist nicht unmöglich, das zu erreichen. Man muß nur den Bebauungsplan nach ganz anderen Gesichtspunkten aufteilen, als es vorher geschah. Man darf nicht das ganze Gelände mit breiten und im wesentlichen gleichwertigen Straßen durchqueren, sondern muß bei der Linienführung seines Planes die breiten Verkehrsstraßen so führen, daß zwischen ihnen ruhige Wohnquartiere entstehen, in denen der Aufwand breiter Straßen unnötig ist und statt ihrer schmale, ruhige Wohnstraßen entstehen

können. Baut man an diesen schmalen Wohnstraßen nun auch niedrigere Häuser, so darf man für diese Bauart die Baublöcke schmaler bemessen als für die hohen Bauten, ohne dadurch die hygienischen Verhältnisse zu gefährden, denn die Gesichtspunkte für den Abstand der Häuser untereinander stehen im Verhältnis zu ihrer Höhe. Man kann also durch die größere Anzahl der niedrigeren Häuser, die man auf gleichem Gebiete ohne Schaden zu erstellen vermag, den Raumvorteil der hohen Gebäude wieder wettmachen.

Vergleicht man dann ein Stück Gelände, das einmal von breiten Verkehrsstraßen eingefast ist, an denen hohe Häuser stehen, in der Mitte aber unter zweckmäßiger Blockeinteilung schmale Wohnstraßen mit niedrigerer Bebauung zeigt, mit einem gleich großen Stück, das an lauter breiten Straßen hohe Mietskasernen an entsprechend größeren Blöcken trägt, so läßt sich in der Tat rechnerisch nachweisen, daß mit der weitgehenden niedrigeren Mittelbebauung annähernd das gleiche wirtschaftliche Wohnergebnis zu erzielen ist wie mit der Kolonie hoher Kasten.

Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, zu verfolgen, in welcher Weise das

möglich ist¹. Ganz allgemein gesagt, beruht es auf einem folgerichtigen und erfindungsreichen Ausnutzen des Gesetzes, daß bei gleichen Anforderungen an Luft und Licht Blöcke und Straßen um so breiter werden müssen, je *tiefer im Grundriß* und je *höher im Aufriß* die Bauten entwickelt werden, die zu ihnen gehören und um so schmaler werden können, je weniger tief und weniger hoch dies geschieht. Es gibt infolge dieses leicht begreiflichen Gesetzes ganz bestimmte Grenzpunkte, an denen man mit niedrigerer und schmalerer Bebauung – also ohne Stockwerkstürmung und Hinterflügel – durch die entsprechend engere Aufteilung wirtschaftlich das gleiche erreichen kann wie durch höher getürmte und tiefer gestaffelte Bauten, und es ist ein Stück sozialer Kunst des Städtebaues, bei Bewältigung bestimmter Gegebenheiten für die Bauplatzform und für die Straßenteilungen *diesen vorteilhaftesten Grenzpunkt im Verhältnis jener sich gegenseitig beeinflussenden Werte zu finden*. So wird es möglich, einen *wirtschaftlich vertretbaren* Bebauungsplan aufzustellen, der aus *sozialen* Gründen die Höhen- und Tiefenentwicklung der Bauten beschränkt, *wenn man zugleich das*

¹ Vergl. Schumacher, Die Kleinwohnung. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. 2. Auflage.

Netz der Straßen und Blöcke entsprechend gestaltet.

Das Endziel der Tiefenbeschränkung ist dabei, Wohnungsgrundrisse zu erzwingen, bei denen jeder Raum gut belichtet und gut durchlüftbar sein *muß*, und das Endziel der Höhenbeschränkung ist allerletzten Endes nichts anderes, als daß im Rahmen des wirtschaftlich Möglichen nicht höher gebaut zu werden braucht, als es für eine *einzelne Familie* nötig ist. Am Endpunkt allen Strebens steht schließlich immer das Ideal, auch für den Arbeiter ein *eigenes Haus mit eigenem Gartenfleck* zu erreichen, dieses Ideal, in dem wir etwas erkennen können von der eigentümlichen Seelenwanderung, die große geistige Strömungen in der Menschheitsgeschichte zu machen pflegen. Denn wenn wir näher zusehen, taucht hier ein Jahrhundert später nichts anderes als die Wunschkraft neu wieder auf, die einst Rousseau bei seinem: „Zurück zur Natur!“ beseelte, nur für heutige Bedürfnisse und Verhältnisse praktisch umgeformt. Und sie hat nichts an Wirkungsmacht verloren.

Es liegt auf der Hand, daß diese Richtung, die als letztes Ziel des Strebens das Einfamilienhaus sieht, nur eine allgemeine *Tendenz* bleibt.

Niemand wird glauben, daß man für die Großstadt dies Ideal wirklich als *allgemein* gültige Form erreichen könnte. Aber auch, wo das Endziel nicht erreicht wird, wird die in ihm liegende Tendenz doch als das Streben nach *flacherer* Bauart zum Ausdruck gelangen, und was dabei herauskommt, ist schließlich wichtig genug. Es ist dies: daß für die Kleinwohnung – und um diese handelt es sich lediglich, wenn wir von *sozialen* Problemen sprechen – neben der Mietskaserne auch die bescheidenere kleinstädtische Fassung des mäßig hohen, höchstens dreistöckigen Mietshauses entsteht, daneben aber die Kleinhauskolonie mit bescheidenem Gartenfleck sich auch so weit als möglich entfalten kann. So etwa wird sich der Realist ausdrücken, wenn er von diesen, als Ideal natürlich viel weiter gesteckten Zielen spricht. Er weiß, daß das wirtschaftliche Gleichgewicht für die Kleinhauskolonie, sobald sie nicht als Wohlfahrtsanlage sondern als Wirtschaftsunternehmen auftritt, nur zu erreichen ist, wenn besonders glückliche Vorbedingungen an Boden-erwerb, Verkehrslage und Preiskonjunktur sich mit den besten schöpferischen Fähigkeiten des weitblickenden, volkswirtschaftlich geschulten Architekten zusammenfinden.

Und das ist noch nicht alles; zu diesen Vorbedingungen sachlicher Natur gehört dann noch die außerhalb liegende Kraft eines geschickten und wohlmeinenden Organisators. Alles, was der Staat bei der Anlage der Großstadt zum Zwecke einer sozial gesunden Entwicklung vorbereitet in Gestalt von Bauordnungen, Bebauungsplänen und hilfreichem Entgegenkommen in der Bewirtschaftung des öffentlichen Grund und Bodens, kann an sich noch nicht ein gutes Ergebnis gewährleisten. Es ist nur Vorbedingung und Einleitung. Setzt an dieser Stelle nun nicht ein Geist gemeinnützigen privaten Schaffens helfend ein, so wird, trotz aller solcher staatlichen Maßnahmen, trotz eifrigen und besten Bemühens, etwas Befriedigendes doch selten entstehen. Den großen Aufgaben des billigen Wohnbedürfnisses der Großstadt kann der *einzelne* nicht mehr in vollem Maße gerecht werden. Selbst wenn jeder für sich sein Bestes versucht, der buntscheckige Teppich, der dabei herauskommt, ist weder formal befriedigend noch wirtschaftlich vorteilhaft. Nur wo größere Organisationen sich zusammentun, wird auf der eben geschilderten Grundlage ein voller Erfolg entstehen können. Der Individualismus, der, richtig angesetzt, eine der wertvollen Eigen-

schaften unseres Volksstammes sein kann, ist uns an falscher Stelle zu einer erheblichen Gefahr geworden, und bei den breiten Siedlungsaufgaben heutigen Stadtwachstums ist er an falscher Stelle. Hier gilt es, für bestimmte, in sich abgeschlossene Bezirke nach einheitlichem Plan zu arbeiten. Wo eines mit Rücksicht auf das andere angefaßt wird, da erhöhen sich die Wirkungsmöglichkeiten und verringern sich die Kosten, die Kraft steigt, die Widerstände sinken, und das Ziel, das man erreichen kann, wächst. Das gilt künstlerisch, und das gilt vor allem geldlich.

Die Rolle, die früher das Einzelhaus spielen konnte, spielt jetzt die Wohnungskolonie.

Wir müssen dahin arbeiten, im allgemeinen Standpunkte unserer Kultur wieder so hochzukommen, daß wir solche zusammengefaßte Leistungen im freien Zusammenarbeiten von Staat und Staatsbürger zu erreichen vermögen.

Man muß davor warnen, die Lösung der vorliegenden Fragen einseitig den Gemeinden zuzuschieben; weit natürlicher und lebensvoller wird das Ergebnis sein, wenn sich die Macht privaten Unternehmungsgeistes mit den öffentlichen Machtmitteln zu diesem Ziele vereint. Aber trotzdem bleibt für die Gemeinden noch

genug zu tun übrig, was nur sie zu leisten vermögen.

Wenn man angesichts der Schwierigkeiten großstädtischer Bodenverhältnisse in bezug auf das Maß dessen, was von idealen Forderungen des Wohnens durchführbar ist, mit einer gewissen Resignation sprechen muß, so darf man das nicht tun, ohne für das, was man nun einmal preisgeben gezwungen ist, nach einem Ersatz irgendwelcher Art Ausschau zu halten. Diesen Ersatz kann nur die Allgemeinheit bieten.

Kommt man beispielsweise zu dem Schluß, daß es in großen Bezirken der Großstadt nicht möglich ist, für die Wohnung der Masse den eigenen Garten wiederzugewinnen, so erwächst daraus für die Allgemeinheit die Aufgabe, nach Möglichkeit für Pachtgärten zu sorgen, vor allem aber dadurch einen Ausgleich für diesen Verzicht zu schaffen, daß man den Gartenlosen in öffentlichen Anlagen einen gewissen Ersatz bietet. Kurz, die *Grünpolitik* der Großstadt steht in engster Wechselbeziehung zu ihrer Wohnungspolitik.

Auch das ist lange Jahre hindurch vergessen worden. Man glaubte schon viel getan zu haben, wenn man hier und da ein für die Bebau-

ung schlecht geeignetes Block-Überbleibsel, das sich zwischen den Straßenzügen zeigte, für Grünanlagen verwandte, die sich ja jeder Form willig anschmiegen können. So entstanden zerstreute Bauminseln im Häusermeer, die meist wirkungslos zwischen den Steinmassen verschwanden.

Erst wenn man diese zerstreuten Punkte in einen Zusammenhang bringt, sie gleichsam an einer Schnur aufreihet, fangen sie an, eine größere Bedeutung zu bekommen. Dem Fußgänger, der zwischen Grünstreifen hindurch seinen Weg von einem solchen Punkt zum andern nimmt, wird ein Eindruck geboten, der sich dem erdrückenden Übergewicht der steinernen Straßen gegenüber zu behaupten vermag, und so wird der Wert der Einzelstücke durch ihr Zusammenfügen bedeutsam gesteigert. Es ist eine der ersten Forderungen für die Grünpolitik einer Großstadt, alle Anlagen in ein zusammenhängendes Netz zu bringen und so dem Bedarf nach Bewegung im Grünen wenigstens in bescheidener Form entgegenzukommen.

Aber solch grünes Adersystem, das den Leib der Großstadt durchzieht, würde nicht genügen, wenn es sich nicht an entscheidenden Stellen zu richtigen Parkgebilden erweiterte. Nicht

nur die Bewegung durch Grün hindurch, sondern der Aufenthalt im Grünen ist ein Bedürfnis, dessen Befriedigung für den Gartenlosen angestrebt werden muß. Das haben wir aus hygienischen und aus sozialen Erwägungen heraus immer deutlicher zu erkennen begonnen, und der *Volkspark* ist eine Forderung unserer Tage geworden.

Die Forderung ist neuartig, denn ihr wird nicht durch ein beliebiges noch so reizvolles Stück grüner Anlage entsprochen, die Anlage muß gleichsam zum Wohnen hergerichtet sein, denn nur wenn sie geeignet ist zum wirklichen Aufenthalt, wird sie den Zweck des Gartenersatzes wieder einigermaßen erfüllen. Deshalb darf ein solcher Park nicht ein Schaustück sein, das man zur Augenweide umwandert, sondern eine Stätte des Lagerns und Tummeln, vor allem eine Stätte von Spiel und von Sport. Denn von der Gefahr, die darin liegt, daß die Großstadtjugend ganz von der Natur abgeschnitten wird, vermag nur Spiel und Sport sie zu erlösen. Diese halten sie fern von den unnatürlichen Ergötzungen der Großstadt, die unabwendbar zu allerlei Lastern führen, und locken ihre Kraft und ihr Abwechslungsbedürfnis auf gesunde Bahnen. Deshalb ist die Frage

der öffentlichen Grünanlagen und Spielplätze untrennbar mit der Wohnungsfrage der Großstadt verbunden und bildet die Ergänzung zum Thema der sozialen Gesichtspunkte, welche die Wachstumsart unserer neuzeitlichen Städte mit sich bringt.

So sind es immer wieder soziale Aufgaben, zu denen wir geführt werden, wenn wir die stadtbaulichen Probleme der Großstadt betrachten. Ihre Lösung ist die Vorbedingung zu allem weiteren.

Zu welchen Formen uns dies führen wird, vermögen wir gegenwärtig nur erst durch einen Schleier zu erkennen. Das eine aber ist jetzt schon deutlich: während die Großstadt der letzten Jahrzehnte, außer in den Luxusvierteln der Reichen, den Charakter einer alles durchziehenden *gleichförmigen* Entwicklung trug, bei dem die Vorstadtstraße und die Zentrumstraße, die Wohnstraße und die Geschäftsstraße im letzten Grunde kaum voneinander unterschieden war, wird die Großstadt der kommenden Zeit den Charakterzug einer immer stärkeren Differenzierung an sich tragen.

Unsere Gesetze erlauben kein übermäßig hohes Bauen, sie sorgen für ein gewisses wohltemperiertes Mittelmaß, und aller überraschen-

der Überschwang der Massenfaltung ist ausgeschaltet. Dieses Mittelmaß aber beherrscht nur wenig abgestuft den weitaus größten Teil der Stadt. Und das, was vor Überraschungen schützen soll, wird zugleich zu etwas stumpf Lähmendem: überall die gleichen Mauern, durch die man wandert, überall eine Rationierung von Luft und Licht, die fürs Leben gerade noch ausreicht, die aber unser Gefühl für den Segen von Luft und Licht nicht mehr satt werden läßt. Der bedrückende Eindruck, der daraus erwächst und der gegenwärtig dem Begriffe Großstadt die Färbung gibt, muß gesprengt werden durch eine Entwicklung in sinngemäßen *Gegensätzen*.

Das bedeutet nicht nur ein *Herabdrücken* der Großstadtbauten, die dem Wohnen dienen, das bedeutet da, wo nicht das Wohnen, sondern nur das Arbeiten in Betracht kommt, ebensogut ein *Emporheben* der Baumassen. Mit anderen Worten, der Stadtkern und die äußeren Zonen müssen sich vernünftigerweise im entgegengesetzten Sinne entwickeln.

Wenn die Großstadt wächst – und wir werden ihr Wachsen zunächst kaum hindern können – greift nach unserem jetzigen System die Geschäftsstadt, die nicht mehr ausreicht, brutal

und verzerrend auf die zunächstliegende Wohnzone über, die sich um ihren Kern gelegt hat. Damit wird sie zugleich immer weitläufiger, und das erschwert alle geschäftlichen Lebensverhältnisse. Das ist nicht unbedingt nötig. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß die Geschäftsstadt dazu übergeht, statt der Ausdehnung in die Breite die Ausdehnung nach *der Höhe* zu verfolgen.

Weshalb scheuen wir uns davor, da, wo der räumliche Abstand es zuläßt – also etwa am Rande eines großen Hafenbeckens –, an geeigneten Stellen auch außergewöhnliche hochgetürmte Geschäftshäuser zuzulassen?

Nicht eine neue, nur höher gezogene Riesenwand ist dabei das Ziel, sondern nur eine planmäßige Verteilung, die vor mächtiger Massenfaltung am richtigen Orte nicht zurückschreckt. Wir könnten viel an Bodenwert, an Zeit und an starker Wirkung dadurch gewinnen.

Vielleicht berechtigt eine solche Ersparung an Boden im inneren Kern unserer Städte erst zur größeren Freigebigkeit, die wir für Verkehr und Erholung fordern. Denn wenn man den Boden einer Stadt als gemeinsames Wertobjekt eines Gemeinwesens auffaßt, kann man den Gedanken einer Gewinn und Verlust ausglei-

chenden Bewirtschaftung dieses hochwertigen Gutes nicht ganz außer Rechnung stellen.

Ich brauche nicht zu wiederholen, daß der aufwärts drängenden Tendenz der geschäftlichen Kernstadt die Tendenz zur immer flacheren Bauweise der Wohnstadt gegenübersteht. In der heutigen Großstadt ist nichts erschreckender als der Übergang in den noch landschaftlichen Charakter ihrer Umgebung: hohe Straßenfragmente schieben sich plötzlich mit ihren toten Brandmauern wie Gespenster unvermittelt ins freie Feld. Der neue Typus Großstadt geht in seiner äußeren Zone *unmerklich* in die Landschaft über: ein Kranz von Kleingarten-Siedlungen, die auf Feldern von 600 bis 1000 qm Größe intensiven Gemüsebau treiben, legt sich in weitem Bogen um die Stadt. Zwischen dieser Zone und dem großen Miethauskörper der schon bestehenden Stadt, der sich ja niemals wird wegretuschieren lassen, staffelt sich die Bauweise in allmählichem Übergang vom Gartenmäßigen zum Städtischen. Nicht jede berufliche Arbeitsart und nicht jedes Temperament ist zugeschnitten auf so eingehende Nebenbeschäftigung mit Landkultur, wie sie ein großes Gemüsefeld erheischt. Deshalb wird ein nächster Abschnitt Kleinhaus-Siedlungen zeigen, mit

jenen mäßigen Küchengärten, wie wir sie in neueren Arbeiter-Gartenstädten finden. Und allmählich wird diese Siedlungsform über das Vier-Familienhaus übergehen zu einer breiten Zone, in der der Kleinstadtcharakter vorwiegt: mäßige Stockwerkzahl – Wechsel von Reihenhauses, Gruppenhaus und Einzelhaus – friedliche Wohnstraßen.

Die Kleinstadt wächst sich dann allmählich zur Mittelstadt aus und schließt so an den Großstadtkern an, den wir heute vor uns sehen.

Ist es nicht recht unorganisch, daß wir diese Zonen von außen nach innen betrachten, statt in der umgekehrten Richtung, wie sie sich doch wohl entwickeln müssen? Nicht ganz so sehr, wie es scheinen mag, denn diese Entwicklung wird in Wahrheit nicht etwa Ring auf Ring vor sich gehen, sondern es werden sich *gleichzeitig* keilförmige Stücke aller dieser Zonenkränze bilden. Entlang dem Strang der Verkehrsmittel werden zur selben Zeit hintereinander aufgereiht Ausschnitte dieser verschiedenen Typenkreise entstehen; in Wahrheit wird man durch eine zielbewußte Grünpolitik *verhindern*, daß wirkliche *Ringe* daraus werden. Keile öffentlichen Grüns müssen sich überall dazwischenschieben.

Wenn wir so die Großstadt sich gleichsam in die Kleinstadt verflüchtigen lassen wollen, entsteht die Frage: ist es dann nicht besser, ihr Wachstum anzuhalten und das Ziel darin zu suchen, möglichst viele Kleinstädte um die Großstadt herum zu entwickeln und sie durch Schnellbahnen mit dem Kraftzentrum zu verbinden?

Das ist leicht gesagt. Man wird vergebens versuchen, das Wachstum dadurch wirklich aufzuheben, und man wird große Opfer bringen müssen, um solche Schnellbahnen in die Welt zu setzen.

Aber auch wenn beides geschähe, würde solche Entwicklungsform nicht ein Gegensatz, sondern nur eine Ergänzung zu dem Zonen-system sein, von dem wir sprechen. Auch wenn ein Kranz selbständiger Monde das Zentralgebilde umkreist, wird dieses seine Ansprüche nicht ändern, denn unsere großen Städte sind ja nicht zufällig da entstanden, wo sie liegen. Ihr Zusammenhang mit Hafen, Fluß oder Kanal, die Verknotung von Schienenwegen und die Einwurzelung großer staatlicher und privater Zentralorganisationen in ihren Mauern macht sie zu unverrückbaren Brennpunkten des Arbeitslebens, die niemals ausgeschaltet werden

können, ja, deren Kraft bald langsamer, bald schneller immer zunehmen wird.

Deshalb hilft uns die Sehnsucht nach der wirklichen Kleinstadt praktisch nur wenig. Wir kommen um die Probleme, die uns die Massenhäufung der Großstadt nun einmal stellt, nicht herum und müssen versuchen, möglichst viel von den Vorzügen übersehbarer Menschengemeinschaften in diese Massengemeinschaften hereinzutragen. Das heißt in unserem Zusammenhang: wir müssen auch dem Bewohner der Großstadt Quartiere bieten, in denen er in jener behaglichen Form wohnen kann, die wir ja nur bildlich mit dem Begriff „Kleinstadt“ verbunden haben.

Noch sind wir mitten im Experimentieren; ästhetische Überlegungen treten dabei völlig in den Hintergrund. Nicht um Stil oder Kunst handelt es sich, sondern einfach um die Gesundung des Systems. Die Frage um Stil oder Kunst kann man dabei in der Tat zunächst auf sich beruhen lassen, denn nirgends gilt es mehr als in der Baukunst, daß ein gesunder Geist sich von selber einen gesunden Körper schafft.

Alle die Krankheiten verlogener und billiger Prunksucht, alle die Schrecken eines nur eingebildeten Individualismus, unter denen heute

das Bild der Großstadt äußerlich krankt, werden ihren Hauptnährboden verlieren, wenn wir für die verschiedenen Abstufungen unseres Wohnbedürfnisses den klaren, gesunden Typus ertrotzt haben; es gilt, ihn dem Wachstum unserer Städte als natürliche, von selbst sich entfaltende Blüte abzurufen.

Dazu aber ist nötig, daß die Disharmonie unserer *inneren* Kultur zu schwinden beginnt, denn nur dann werden wir jene Harmonie unserer *äußeren* Kultur erreichen, die wir Kunst nennen.

*

Alle die Absichten einer soziologischen Modellierung des sich weiterentwickelnden Großstadtkörpers, die wir im vorangehenden angedeutet haben, würden sich nun der Wirklichkeit gegenüber niemals in Taten umsetzen lassen, wenn man nicht den Mut hätte, sie in die greifbare und überschaubare Form eines zusammenhängenden Planes zu bringen. Es würde nichts nützen, wollte man nur da, wo die Weiterentwicklung wirklich einsetzt, die reformierenden Absichten zur Geltung bringen, man würde vielleicht im einzelnen ganz Erfreuliches leisten können, dem anzustrebenden *Gesamtgebilde* gegenüber würde man nur tasten. Es ist

aber die erste Vorbedingung zu einer wirklichen Reform, wenn man bei jeder einzelnen Maßnahme der Weitergestaltung eines Stadtkörpers das *Gesamtgebilde* vor Augen hat und die mehr oder minder umfangreiche Lösung, die der Tag fordert, in das Gerüst und das lebengebende Adersystem dieses angestrebten Gesamtgebildes hereinpäßt. Das ist nur möglich, wenn man dies Wunschgebilde nicht nur als geistige Form in sich trägt, sondern es in einem Plan materialisiert. Das heißt anders ausgedrückt: alle Arbeit am Problem „Großstadt“ hat von einem *Generalsiedlungsplan* auszugehen.

Solch ein Generalsiedlungsplan muß den *Endzustand* darstellen, dem man für das Gebiet der Stadtgemeinde zustrebt, ganz gleich, wann er einmal erreicht werden mag. Solch ein Zukunftsbild wäre natürlich wertlos, wenn es nur einer Wunschphantasie entspränge, es muß aus unzähligen Fäden zusammengewebt werden, die man aus den Realitäten des vorhandenen Zustandes und den Realitäten künftiger technischer Notwendigkeiten gleichsam herauszieht.

Eine verantwortbare städtebauliche Planung setzt, ehe das Gestalten beginnt, eine umfangreiche volkswirtschaftliche und technische Ar-

beit voraus. Alle Regungen der Bevölkerungsbewegung, der Arbeitsentwicklung und der Zusammenhänge von Mensch und Arbeitsstätte, alle Bedürfnisse des Verkehrs, der Versorgung und der Hygiene müssen klargelegt werden; erst daraus ergeben sich die Punkte, wo das weitere Leben ansetzen kann, und die Zielrichtungen, denen man es zuleiten muß.

Aus diesem Material, durch das der Tatbestand der Gegenwart nach allen erdenkbaren Richtungen hin aufgenommen wird, ergeben sich für das Zukunftsbild als erstes *technische* Feststellungen: die Erfordernisse der Weiterentwicklung von Bodenwirtschaft, Wasserwirtschaft, Verkehr, Kraftleitungen, Industrieanlagen werden in technischen Plänen geklärt. Man will verhindern, daß diese Erfordernisse einstmals feindlich die Einrichtungen für eine geordnete Lebenshaltung des privaten Menschen durchkreuzen. Denn schließlich ist diese geordnete Lebenshaltung großer Menschenmassen das Ziel, dem alle diese technischen Dinge als *Hilfsmittel* dienen. Die Entwicklung der Menschheit hat sie immer unentbehrlicher gemacht, aber erst seit kurzem fängt man an, daraus die Folgerung zu ziehen, daß man nicht nur von Fall zu Fall ihre Ansprüche erledigen kann,

sondern daß sie auf ihr Wesen als Hilfsmittel und nicht als Beherrscher unseres Daseins nur dadurch beschränkt werden können, daß man diese Ansprüche zum Untergrund aller weiteren Überlegungen macht.

Jetzt erst kann man die besten Möglichkeiten zur Entfaltung einer ungestörten großangelegten Grünpolitik, der fruchtbaren Verteilung der verschiedenen Stufen des Wohnbedürfnisses und der mannigfaltigen Kultureinrichtungen, die damit im Zusammenhang stehen, richtig überblicken. Kurz, auf diesem technisch-praktischen Untergrund entsteht erst das freie Feld für die eigentliche Gestaltung im Sinne der Kulturbedürfnisse des Lebens.

Diese Gestaltung kann aber nur am beschränkten einzelnen Punkt, wo das wirkliche lebendige Werden jeweilig ansetzt und zu bestimmten Entschlüssen zwingt, vernünftig und im Sinne der Zukunft geschehen, wenn der Gestaltende ein Gesamtbild vor Augen hat, in das sich die vorliegende Einzellösung als organischer Bestandteil einfügt.

Dies Gesamtbild darf man dabei nicht als starre Zwangerscheinung auffassen, seine Züge werden sich im Laufe der Erfüllung in ständigem Fluß bald leiser, bald stärker verschieben.

Das verringert seine praktische Bedeutung nicht, denn nur wenn dies Bild einmal in aller Sorgfalt durchgebildet ist, kann man die Folgen dieser Verschiebungen, die oftmals ganz außerhalb der jeweiligen Aufgabe liegen, überschauen, kann daraus rechtzeitig die nötigen Folgen ziehen oder dem jeweiligen Tun die Grenzen stecken, die sich als unabwendbar erweisen.

Der Generalsiedlungsplan ist nicht eine einmalige Schöpfung, er bewegt sich in immer neuen Veränderungen nach dem Takt des wirklich einsetzenden Entwicklungslebens einer Stadt. Aber diese Veränderungen sind nicht frei, sie vollziehen sich innerhalb eines Netzes von geistigen Zusammenhängen. Die inneren Verknotungen dieses Netzes werden nicht aufgelöst, sondern nur dem Bedürfnis gemäß gegeneinander verschoben.

Nur so kann man in das Wachstum einer Stadt statt Chaos Ordnung bringen.

3.

KÜNSTLERISCHE AUFGABEN
DER STADTGESTALTUNG

WENN man von der Rolle spricht, welche die Kunst in der Entwicklung der neuzeitlichen Großstadt zu spielen hat, so kommt man leicht dazu, an Nebensächliches zuerst zu denken. An schöne Plätze denkt man und an Prunkanlagen, wo die Kunst selbständig auftritt und dadurch augenfällig als das, was sie ist, hervortritt. Mit einem Worte, die Kunst als Selbstzweck fällt zuerst ins Auge, und in der Tat, als sie der allmächtigen Technik gegenüber ihre Ansprüche in den Fragen des Städtebaues zuerst geltend machte, da glaubten viele, sie hätte keine andere Absicht, als schöne Schmuckstücke in das fertige technische Gewebe hereinzusticken. Wo man geneigt war, ihr gnädig die Erfüllung dieser Liebhaberei zuzugestehen, da glaubte man vielfach, nun die offensichtlich verworrenen Fäden in die richtige Bahn gebracht zu haben.

Und doch spielt die Kunst als Selbstzweck in den Fragen, um die es sich handelt, nur eine begrenzte Rolle, und wer da glaubt, durch künstlerische Motive oder schöne Schmuckstücke eine städtebauliche Gestaltung zu einer guten machen zu können, lebt in dem gleichen hoffnungslosen Wahn wie derjenige, der etwa glauben würde, ein verschnittenes Kleid durch reiz-

volle Stickereien zu einem eleganten Gewande zu machen, oder gar eine Frau mit zerrissener Jacke durch einen Diamantschmuck zur vornehmen Dame zu stempeln.

Beides hat man im Städtebau oft genug versucht; wenn der Zuschnitt der Blöcke hoffnungslose architektonische Massen bot, dann sollten architektonische Motive helfen; wenn der soziale Typus eines Bezirks trostlose Eindrücke zeigte, dann sollte ein Schmuckplatz die Sache herausreißen. Und wenn das nicht gelang, dann schien zunächst die Kunst an ihrer Aufgabe gescheitert zu sein.

Ach, sie läßt sich nicht auf beliebige dürre Reiser pfropfen. Wer ihre Blüten haben will, kann sie nicht an fremde Äste kleben, er muß schon zugeben, daß sie von den Wurzeln aus auch das unscheinbare Astwerk entwickelt; ist das aber gesund und frisch gewachsen, dann werden die Blüten ganz von selber kommen.

Wenn man von Kunst im Städtebau spricht, muß man also zunächst die Kunst als Selbstzweck gründlich beiseite stellen. Das, was nottut, ist etwas anderes, es ist der von künstlerischem Gefühl durchdrungene Sinn für den Rhythmus der Massen und den Rhythmus des Raums. Diese rhythmischen Werte aber kön-

nen und müssen ebensogut in den Straßen und Plätzen einfacher Arbeiterhäuser stecken wie in den Straßen und Plätzen monumentaler Paläste. Auf dem Verhältnis seiner Massen beruht bei einem Bauwerk die Grundstimmung, auf dem Verhältnis der Massen der Bauwerke untereinander beruht der Reiz einer Straße oder eines Platzes. Die Abwechslung von Ruhe und Bewegung, von Horizontalen und Vertikalen ist das Grundmittel architektonischer Wirkung. Alle anderen Mittel ordnen sich dieser Hauptmacht erst ein.

Harmonie in diesen Dingen oder gar eine bestimmte Wirkung mit diesen Mitteln kommt aber nicht von selber, sie muß vorbereitet werden, und nur ein feines künstlerisches Gefühl für das Abwägen von Linien, von Massen und von Räumen vermag sie vorzubereiten. Dies Gefühl ist eine Gabe; kein Amt und kein Fleiß kann sie erzeugen, wo sie nicht eingeboren war, ebensowenig wie sich musikalisches Fühlen erzeugen läßt. Der, dem der Sinn für diese Erscheinungen gegeben ist, wird einem städtebaulichen Plane bald anmerken, ob dieses Gefühl in ihm gewaltet hat; wie in einer Partitur kann er in ihm lesen, und obgleich er nichts zeigt als Grundlinien, weckt er deutlich das Gefühl für

die Massenharmonien, die in ihm vorbereitet sind. Der, dem dieses Gefühl nicht gegeben ist, wird vielleicht für die gleiche Aufgabe einen Plan entwerfen, dem man keinen „Fehler“ im engeren Sinne nachweisen kann und der doch mangelhaft ist, weil dieses harmonische Leben in ihm fehlt, oder weil es gesucht ist in der scheinbaren Harmonie von Linienzügen, die nur in der zweidimensionalen Welt des geometrischen Planes, aber nicht in der dreidimensionalen Welt der Wirklichkeit eine Rolle spielen. Erst die Zukunft, die Zeit der wirklichen Ausführung wird den Beweis des Wertes nach der positiven oder nach der negativen Seite hin bringen. Daher ist es so schwer, über die künstlerische Seite städtebaulicher Pläne zu verhandeln oder Laien den Unterschied zweier Pläne klarzumachen; nur der Musikalische kann den Musikalischen verstehen, über Fragen der Musik läßt sich mit dem Unmusikalischen nicht rechten.

Diese Werte rhythmischer Natur werden auf der Unterlage gesunder sozialer Bauverhältnisse verhältnismäßig leicht erwachsen, – die Klarheit des Einzelorganismus ist eine wichtige Vorbedingung für die Klarheit der Beziehung dieser Organismen zueinander. Aber ganz von

selber entstehen sie auch unter dieser Vorbedingung nicht, und deshalb ist schließlich auch die Festlegung der technischen Linienzüge des Verkehrs und der wirtschaftlichen Gestaltungen letzten Endes zugleich eine künstlerische Frage. Für das, was Technik und Volkswirtschaft verlangt, muß das künstlerische Fühlen im einzelnen den richtigen Takt finden. Diese Aufgabe pflegt bei der Gestaltung der neuzeitlichen Stadt in zwei sehr verschiedenen Richtungen aufzutreten, die beide gleich wichtig sind: die eine bezieht sich auf die *Umgestaltung des Alten*, die andere auf die *Ausgestaltung des Neuen*—die eine berührt Fragen und Fähigkeiten feinsinnigen Anpassens, die andere Fragen und Fähigkeiten zielbewußten Neuschaffens.

Im Rahmen des ersten Gebietes sind der Allgemeinheit die städtebaulichen Aufgaben viel geläufiger geworden als im zweiten.

Da in fast allen größeren Städten der alte Kern den Ansprüchen einer mächtigen Entwicklung von Handel und Verkehr nicht mehr genügt und deshalb einer Umgestaltung anheimfällt, treten Aufgaben dieser Art uns in mannigfaltigster Weise entgegen: Durchbrüche, Freilegungen, Anbauten an alte Kunstdenkmäler, Einbauten neuer Baumassen in alte

Platzbilder, das sind Arbeiten, die auch die Aufmerksamkeit Fernstehender durch ihren einschneidenden Eingriff in Altgewohntes auf sich lenken.

Sie werden deshalb, nachdem man eine Epoche trüber Erfahrungen hinter sich hat, seit manchen Jahren in deutschen Landen sorgsam erwogen und beraten. Man ist sich der Verantwortung auf diesem Gebiete allgemein bewußt. Die Aufgaben sind deutlich umrissen, so daß ihre Lösung unmittelbar hervortritt; wenn der Laie sich auch meistens nicht scheut, durch seine Meinungsäußerungen kräftig an ihnen mitzuarbeiten, so werden sie doch im allgemeinen als künstlerische Aufgaben betrachtet und anerkannt. Diese städtebaulichen Arbeiten, die an Gegebenes anknüpfen, spielen deshalb eine bevorzugte Rolle.

Der künstlerische Kern solcher Fragen, wo Neues in alten Charakter eingreift, wurde lange Zeit in der Art gesehen, wie man sich mit den stilistischen Formen auseinandersetzte, mit denen man in Berührung trat. Man wollte die Harmonie der früheren Zeiten wahren und griff zu diesem Zweck die alten Formen im neuen Werke wieder auf, ja, machte Gesetze oder setzte Prämien aus, um in bestimmten Be-

zirken nur in solcher alten Formensprache zu schaffen.

Was dabei herauskommen kann, zeigte vielleicht kein Beispiel besser als der würdige alte Marktplatz in Bremen, in dessen eine Ecke eine neuerbaute Baumwollbörse hereinblickte. Pietätvoll zeigte sie nur altbremische Renaissanceformen, kunstvoll in blendendem Reichtum nachgebildet; aber die Massen, an denen diese Formen entfaltet wurden, waren fast doppelt so groß wie die Massen der danebenstehenden alten Bauten, und gerade weil diese neue überragende Masse im alten Gewande daherkam, konnte man nicht anders, als die wirklich alten Formen mit ihr vergleichen; sie wurden klein und verloren ihre Kraft. Nichts Böseres hätte man dem alten Markte antun können, als diesen doppelt lebensgroßen Gast im historischen Maskenkostüm in das alte Bild hereinschauen zu lassen, und man hat deshalb auch inzwischen alle die schönen „altbremischen“ Formen von dem Bau entfernt. Man konnte deutlich sehen, wie diese Forderung der Harmonie der Massen alles bedeutet und wie gleichgültig daneben die Frage der Formen ist.

Wenn solche künstlerische Anpassungsaufgaben trotz allen Interesses, das sie zu erregen

pflegen, im allgemeinen selten zu guter Lösung gebracht werden, so liegt das wohl in erster Linie daran, weil sehr oft die Art, wie die Aufgabe auftritt, gar nicht mehr erlaubt, diesen Kern der Sache, nämlich die harmonische Massenfrage, von Grund aus anzupacken. Wenn eine Kirche freigelegt wird, um dem Verkehr zu genügen, wenn ein Riesenhaus neben einem alten Bauwerk entsteht, wenn eine Straße in die Wand eines Marktplatzes gebrochen wird, immer werden die natürlich abgestimmten Größenverhältnisse der Massen ins Wanken gebracht, und meist liegt es an der Natur der Aufgabe, daß die eigentliche Forderung, die aus künstlerischen Gründen gestellt werden müßte, die Forderung: „durchbrecht die geschlossene Wand nicht“ – „nehmt dem Bauwerk nicht seinen Maßstab“ – nicht gestellt werden kann; die Tatsache des feindlichen Eingriffs ist unabwendbar.

Da gilt es dann nach Mitteln zu suchen, um die entstehende Gefahr möglichst abzuschwächen und ihr durch indirekte Maßnahmen die stärkste Schlagkraft zu nehmen.

Aufgaben solcher Art im großen Stile bringen vor allem die weitgehenden Sanierungsdurchbrüche mit sich, zu denen die mächtig

emporblühenden unter unseren Großstädten mehr und mehr gezwungen wurden. Bei ihnen handelt es sich nicht nur darum, hier und da einmal einen Riß geschickt zuzustopfen, sondern es gilt, einen großen neuen Flicker in das alte Gewand einzufügen. Um das richtig zu machen, müssen nicht nur die Ansatzstellen handwerksgerecht behandelt werden, sondern auch das Gewebe selbst muß gut sein, und so bilden diese Aufgaben einen Übergang zwischen den Aufgaben des Anpassens und den Aufgaben des Neuschaffens.

Es ist seltsam und, wenn man es sich ganz klarmacht, immer aufs neue überraschend, wie stark bei architektonisch künstlerischem Schaffen die Befruchtung durch den Zwang des Gegebenen ist. Es ist der Architektur ohne Frage viel leichter geworden, für solche Aufgaben des Anpassens die Gesichtspunkte zu finden, als für die Aufgaben, bei denen volle Freiheit für die Art des Gestaltens vorhanden war.

Sehr bezeichnend hierfür ist es, daß man zuerst, als man noch tastend in diesem neuen Betätigungsbereich sich zurechtzufinden suchte, die *neuen* Aufgaben so gestaltete, als ob sie von vorhandenen alten Eigentümlichkeiten abhängig wären. Man traute sich am ehesten zum Ziele

zu kommen, wenn man die Planungen gleichsam künstlich alt machte, Winkel und Zufälligkeiten, wie sie alte schöne Beispiele aus unbekanntem Notwendigkeiten boten, freiwillig neu erzeugte und sich so die Zwänge schuf, die in Wahrheit gar nicht vorhanden waren. Erst allmählich kam man zu der Kraft, die Freiheit anders auszunutzen. Auch jetzt brauchte man noch den Zwang eines Gesetzes, nach dem man handelte, aber man suchte dieses Gesetz nicht mehr im ehrwürdig gewordenen Zufall, sondern in Werten innerer Art, in Werten rhythmischer Natur. An die Stelle des künstlerischen Einfalles trat das künstlerische System.

Jenes erste Hinneigen zur Romantik maleisch-archaisierender Auffassungen erklärt sich noch durch etwas anderes: es war das natürliche Widerspiel gegen den Geist des Reißbretts, der lange geherrscht hatte. In den älteren Bebauungsplänen findet man fast ausnahmslos am Lineal gezogene Straßen, die bald rechtwinklig, bald diagonal leblos das Gelände durchschneiden. Diesen galt es zunächst einmal künstlerische Wirkungsmöglichkeiten der Straße entgegensetzen: das Absetzen des Straßenzuges, den Reiz der leisen Krümmung, die Straßenerweiterung, die dem Gelände ange-

paßte Kurve. All das mußte wieder gewonnen werden; und als man die Typen solcher Motive wieder hatte und begann, sie etwas verschwenderisch zu gebrauchen, da fing man zugleich an, sie im einzelnen auszugestalten mit all den Reizen, die man an schönen alten Straßen heraus studiert hatte.

Ein Straßentwurf wie der Theodor Fischers für die Fortsetzung der Prinzregentenstraße oder die Arnulfstraße in München ist bezeichnend für die besten Leistungen dieser Art: der Straßenzug ist schwach gebogen, die schematische Parallelität der Straßenwände ist aufgegeben, eine schluchtartige Erweiterung gibt leise Wandkrümmungen, hervorgehobene Architekturgebilde springen in die Sicht der Straße etwas herein, an charakteristischer Stelle bildet sich eine leicht vortretende Ecke, oder eine seitliche platzartige Erweiterung bereichert das Bild. Die Straße ist ein durch und durch belebtes Gebilde geworden, sie hat Einzelleben bekommen.

Dem steht ein anderer Straßentypus gegenüber, der alle motivischen Einzelheiten meidet. Seine Linien entwickeln sich in äußerster Schlichtheit, aber diese Geradlinigkeit ist nicht Gefühllosigkeit. Die Straße erhält nicht ihr

Leben durch die Überraschungen, die sich in ihrem Verlauf darbieten, sie erhält ihr Leben und ihre Bedeutung durch die Abwägung der Massenentwicklungen ihrer Seiten und durch die Ausbildung der Punkte, zu denen sie führt. Sie ist dienendes Glied zwischen den baulichen Betonungen ihrer Abschlüsse und trägt ihren eigenen Reiz in der sorgfältig abgewogenen Anlage ihrer Wände und ihres Gang- und Fahrkörpers.

Und wenn man fragt: welche dieser beiden entgegengesetzten Gestaltungsarten ist nun die richtige, die unregelmäßig belebte oder die regelmäßig gebundene, so muß man antworten: alle beide haben ihre Berechtigung. Der erste der beiden Typen aber hat vielleicht die bedingtere Bedeutung. Er ist nur dann berechtigt, wenn Art und Lage der Straße so ist, daß sie wirklich nur ein Gebilde für sich sein kann, ein Gebilde, das in seiner Vereinzelung Selbstzweck hat. Das ist die häufiger vorkommende, aber, vom Standpunkte eines Gesamtplanes gesprochen, die unwesentlichere Funktion eines Straßenzuges. Die höhere, vom Standpunkte einer Gesamtschöpfung aus betrachtet bedeutsamere Funktion hat sie erst, wenn sie ein Glied ist in einem Gefüge von Straßenzügen und Plätzen, in

dem die einzelnen Teile sich nach rhythmischen Gesetzen gegenseitig bedingen, einem Gefüge, das in großen klaren Zügen den Aufbau beherrscht und die kleinen Wirkungen entbehren kann, weil das großgedachte Ganze ihrer nicht bedarf.

An Stelle der *Straße* als künstlerisches Motiv tritt das *Straßengefüge* als künstlerisches Motiv, oder richtiger gesagt, ein Gefüge von Straßen und Raumweitungen.

Will man den Gegensatz mit historischen Begriffen erläutern, so kann man vergleichsweise sagen: beim ersten Beispiel herrscht die mittelalterliche Weise, deren Charakter dadurch einstmals entstand, daß jeder Bau ein Einzelwesen blieb und das gegenseitige Verhältnis dieser Einzelwesen von Fall zu Fall geregelt wurde. Beim zweiten Beispiel herrscht die Weise des Barock, wo das einzelne Durchschnittsgebäude zum Glied einer großen Kette wurde und ein vorausbestimmter Gesamtgedanke durch die zielbewußte Abwechslung von eingeordneten und beherrschenden Teilen zur Verwirklichung kam.

Im ersten Fall erhielten die Räume, die sich als Straße oder Platz bildeten, einen malerischen Charakter, der zum Teil dem Zufall entsprang

oder doch so wirkte, als ob er dem Zufall entspränge; im zweiten Falle erhielten diese Räume einen gebundenen Charakter und wurden zu räumlichen Gebilden, deren Durchdachtsein gezeigt werden soll.

Wo die gegebenen Vorbedingungen diesem zweiten Wege nicht entgegenstehen, was oft genug der Fall ist, scheint er mir der Weg zu sein, der unserer Zeit am häufigsten gemäß ist.

Die heutigen Bebauungspläne haben die Eigentümlichkeit, Gestaltungen festzulegen, für die meistens im Augenblick, wo die Pläne entstehen, bestimmte Bauabsichten noch gar nicht vorhanden sind; es liegt in der Natur der Dinge, daß die erst viel später kommen und nun in die ihnen vorbestimmte Form sozusagen hereinwachsen müssen. Und da liegt eine Steigerung der Unnatur dieser an sich unnatürlichen Verhältnisse darin, wenn solcher unbestimmten Zukunftsentwicklung kleine Besonderheiten, die den Reiz des Improvisierten haben, vorgeschrieben werden; einen großen klaren Rhythmus in schematischen Grundformen vorzuschreiben, ist weit naturgemäßer. Den werdenden Massen wird gleichsam ein Gesetz vorgezeichnet, wie die Natur es den Kristallen vorschreibt, die zu regelmäßig organisierten

Gebilden erstarren. Eine gut gebaute Stadt muß etwas von dem Eindruck in sich tragen, als sei sie aus innerer Notwendigkeit zu der Form kristallisiert, in der wir sie vor uns sehen. Um diesen Eindruck hervorzubringen, ist durchaus nicht immer Symmetrie oder volle Regelmäßigkeit nötig; wir haben ein sehr feines Gefühl für das Organische auch bei unregelmäßigem Gefüge, und es ist vor allem die Kunst der Gestaltung von Plätzen, durch richtige bauliche Betonung entscheidender Stellen volle Ruhe und Klarheit auch in unregelmäßige Gebilde zu bringen. Der Scheideweg zwischen dem romantisch, nämlich absichtlich, malerisch Empfundnen und dem natürlich und unsentimental Empfundnen, das unter Umständen unabsichtlich malerisch sein kann, liegt nicht in dem, was in der Linienführung geometrisch meßbar ist, sondern in unwägbarren Werten. Schließlich ist es natürlich überhaupt keine Frage des Grundrisses, sondern eine Frage des Aufbaues der Massenentwicklung; der Grundriß lockt nur bestimmte Massenentwicklungen mehr oder minder zwingend hervor.

Der maßgebende Einfluß auf solche Platzbildungen, die für den baulichen Charakter eines Bezirkes bestimmend werden, lag in der

historischen Blütezeit der Stadtbaukunst in den Händen der weltlichen oder kirchlichen Fürsten. Ihre Prachtanlagen hielten den stilistischen Charakter eines Stadteindrucks zwingend zu einer Einheit zusammen. Solche beherrschenden Mittel ergeben sich neuerdings wieder durch die Bauten, die unsere Staatsführung symbolisieren. In vielen deutschen Großstädten hat man begonnen, sie zu wirkungsvollen Zentraleindrücken zusammenzufassen.

Aber die heutige Großstadt sollte sich nicht mit diesen Schöpfungen begnügen, sie können in entsprechend bescheidenerer Weise innerhalb des Stadtkörpers ergänzt werden, wenn man zielbewußt die zersprengten öffentlichen baulichen Aufgaben, die eine Stadt zu lösen hat, an bestimmten Punkten zusammenhält, beispielsweise mehrere Schulen in Wechselwirkung zueinander setzt, öffentliche Badeanstalten oder Museen oder Bibliotheken mit ihnen an bestimmter Stelle baulich vereint und auch die dem Leben im Freien dienenden Platzbildungen, die Spiel- und Sportplätze, in eine innere Verbindung mit solchen Baugruppen zu bringen sucht. Nur ein planmäßiges Zusammenschließen zu einer solchen Gesamtwirkung kann uns heute den baulichen Stoff geben, um Anla-

gen zu verwirklichen, wie sie in solcher veränderten Art unserer Zeit in Wahrheit durchaus entsprechen. Es gilt, solche äußerlich erkennbaren *Knotenpunkte der Kulturarbeit* im Bild unserer heutigen Stadtentwicklung planmäßig zu schaffen. Sie werden erst die richtige äußere Vorstellung geben von der gewaltigen gemeinnützigen Kräfteentfaltung, die unsere Städte aufbieten, eine Leistung, deren Zeugen gewöhnlich im bunten Durcheinander der Straßen versprengt sind und deshalb als charaktergebende Erscheinung im Bilde unserer Städte ganz zu verschwinden pflegen. Es ist durchaus logisch, zu versuchen, daß die Bauten der Volkskultur einer heutigen Volksstadt die Betonungspunkte geben. Ja, es scheint nicht ausgeschlossen, aus solcher Zusammenfassung im Laufe der Zeit wieder zu Anlagen zu kommen, die das nüchterne Bild zweckmäßiger Massenbewältigung, das die Volksstadt im allgemeinen kennzeichnen wird, mit jenen festlichen Eindrücken krönen, wie sie einst das Mittelalter in seinen Volkshäusern entwickelt hat. Alles das muß der Bebauungsplan künstlerisch vorbereiten.

Handelt es sich dabei um ein Gebiet, für das ein Programm schon deutlich vorliegt, so muß Wirkung und Überschneidung jeder einzelnen

Baumasse planend überlegt und vorausberechnet werden. Handelt es sich aber um den schwierigen Fall des Vorausbestimmens von Planungen, die vielleicht in unbestimmter Ferne liegen, wo infolgedessen die Beschlüsse für ein bestimmtes Programm in keiner Weise zu erzielen sind, so muß der Planende Gruppierungen mehr typischer Art vorbereiten, die womöglich nicht allzu eindeutig festgelegt sind, sondern eine gewisse Elastizität für die Durchführung in sich tragen. Auch in solchen Fällen wird der gewissenhafte Planende seine Absichten zeichnerisch so vorbereiten, als ob er vor schon reifen wirklichen Aufgaben stände, denn nur dadurch erhält er Gewißheit über die Fruchtbarkeit der Beziehungen und Verhältnisse einer Gestaltung, die er verfolgt.

Auch wenn schließlich aus solch einem die Zukunft festlegenden Bebauungsplan, in dem, was als gesetzliche Unterlage vor die Augen der Öffentlichkeit gebracht wird, nur ein mageres Gerippe herauskommt, muß solch einem mühelos erscheinenden Linienspiel doch eine Durcharbeitung zugrunde liegen, die bis zu einer probeweisen Parzellierung des ganzen Gebietes vordringt. Die ganze Stadt muß gleichsam in Generalprobe auf dem Papiere aufgebaut werden.

Mag eine solche bis ins einzelne durchgearbeitete Planung aber noch so gut sein, es wäre unmöglich, wollte man nun die Zukunft auf sie festlegen. Die Kunst in der Handhabung solcher weit vorauseilenden Entwürfe besteht im Gegenteil darin, nur das in ihnen gesetzeskräftig zu machen, was unbedingt nötig ist, um ein unverzerrtes, klares Wachstum zu verbürgen und das übrige den bereichernden oder umformenden Kräften künftiger Jahrzehnte zu überlassen. Man muß also den ganz durchgearbeiteten Plan hinterher zu vereinfachenden großen Linien zusammenziehen. Für diese verantwortungsreichen einfachen Linien aber würde man niemals die Gewähr ihrer Stichhaltigkeit haben, wenn sie nicht das gleichsam stilisierte Ergebnis genauer Einzelstudien wären. Mag auch nichts wirklich so werden, wie man es still für sich vorausprojektiert hat, – wenn das einzelne gesund war, wird dessen gesunder Kern auch aus dem daraus gewonnenen allgemeinen Schema zu spüren sein und irgendwie zum Vorschein kommen. In dieser unsichtbaren Durchdringung mit künstlerischem Gefühl liegt vielleicht die wichtigste Seite der künstlerischen Aufgaben des Städtebaus.

Der Laie darf sich nun nicht etwa vorstellen,

daß der Generalsiedlungsplan einer Stadt, der gleichsam der Feldzugsplan ihrer Zukunft ist, aus einer einzigen Karte besteht, in die der Planende alle seine Wünsche vereinigt, nein, es ist ein ganzes System zusammengehörender Pläne. Die allgemeinen Bestimmungen über die beabsichtigte Flächennutzung des Gebietes werden in einem „Wirtschaftsplan“ zur Darstellung gebracht. Die bauliche Gestaltung findet in anderen Blättern ihre Anweisung. Der „Fluchtlinienplan“ gibt an, welche Flächen freizuhalten sind und zwar nicht nur für öffentliche Straßen, Plätze, Grünanlagen und sonstige Bedürfnisse der Allgemeinheit, sondern auch innerhalb des privaten Grundes wird die Grenze angegeben, bis zu der ein Bauwerk sich erstrecken darf. Der „Bauzonenplan“ bestimmt vor allem die Höhen, bis zu denen man in den verschiedenen Zonen der Stadt seinen Bau errichten darf. Alle diese Pläne aber sind von zahlreichen Einzelstudien begleitet.

Eine weise Stadtverwaltung wird diese Pläne nicht *in ihrer Gesamtheit* zu gesetzeskräftiger Form gerinnen lassen, denn dadurch bindet sie sich selber vielleicht noch stärker die Hände als ihren Bürgern. Erst wenn ein Bezirk des Gebietes vor der baulichen Verwirklichung

steht und Wünsche und Forderungen, die sich an ihn knüpfen, lebendig zu überschauen sind, wird man das betreffende Stück in größerem Maßstab durcharbeiten und es als unverrückbaren Bestandteil in den allgemeinen großen Rahmen einfügen, der festliegt. Nur so kann man sich vor Erstarrung bewahren, denn es muß noch einmal betont werden: das Bild der Entwicklung einer großen Stadt bleibt in ständigem Fluß, und wenn man heute ein Wunschbild dafür aufstellt, wird dies Bild nach einigen Jahren bereits anders aussehen. Und doch ist es nicht etwa eine gewagte Spielerei, dies Wunschbild heute klarzulegen, denn nur dadurch kann man erreichen, daß die notwendig werdenden Änderungen nicht ins Blaue hinein erfolgen, sondern sich aus einem einmal ernsthaft durchdachten Zustand in ihren neuen Zustand entwickeln. Eine Leitschnur für die Entwicklung zu bekommen, ist der letzte Sinn großstädtischer Bebauungsplan-Arbeit.

Wenn nun im Rahmen des durchgearbeiteten Sonderplanes die wirklichen Bauten entstehen, darf die führende Hand auch noch nicht fehlen. Wir bedürfen einer „Baupflege“, die Entgleisungen verhütet und gute Lösungen soviel wie möglich hervorlockt. Was den Städtebauer bei

ihrer Tätigkeit interessiert, ist nicht so sehr die mehr oder minder gute Beeinflussung des einzelnen Bauwerks, als vielmehr das Zusammenstimmen der Bauten untereinander. Die Übergänge der Hauptgesimse, das Zusammenfassen der üblichen Vorsprünge an Erkern und Balkonen zu klaren ruhigen Massen, die Weiterführung gleicher Dächer, vor allem die vernünftige Wahl einheitlicher Baustoffe und deren Behandlung, das sind Dinge, die ein außerhalb der Parteien Stehender zum Segen der anständigen Wirkung zusammengehörender Bautenbezirke beeinflussen kann. Es geht dabei ähnlich wie in der Musik: ebenso wie es möglich ist, mit im einzelnen nicht besonders wertvollem Stimmenmaterial eine gute Chorwirkung zusammenzubringen, wenn ein zielbewußter und geschmackvoller Dirigent die Töne zusammenhält und im richtigen Takt vorwärtsführt, ebenso hoffnungslos ist das Ergebnis, wenn jeder einzelne für sich die Stimme erschallen lassen will; ja es ist offenbar, daß eine kräftige Stimme der Gesamtwirkung geradezu zum Unsegen wird, wenn sie außer dem Takt und ohne Zusammenhang mit dem Nebenmann ihre Kraft zur Geltung bringen möchte.

Diese Wirksamkeit eines weisen Chordiri-

genten ist also unendlich wichtig, um dem Ziel der künstlerischen Harmonie in der Großstadt wieder etwas näherzukommen. Der einzelne Bauende darf sich nicht als Solist, er muß sich als dienendes Mitglied eines Chores fühlen. Niemals aber pflegt sich der Mensch so sehr auf seine vermeintlichen individuellen Geschmacksrechte zu versteifen wie beim Bau; in Wahrheit hat er diese Rechte nirgends weniger, denn das Äußerliche des Bauwerks ist nicht eine Sache des einzelnen, sondern eine Sache der Allgemeinheit. Keine Sache der Allgemeinheit aber läßt sich durchführen ohne die Opfer des Zusammenwirkens und Anpassens.

Das Gelingen des Strebens nach einer künstlerischen Wiedergeburt unseres neuzeitlichen Großstadtkörpers ist deshalb in ebenso hohem Maße eine Erziehungsfrage wie eine Kunstfrage. Und deshalb muß man zur Zeit noch unablässig über sie sprechen. Handelte es sich nur um künstlerisches Tun als solches, so könnte man stillschweigend arbeiten, wie der Maler oder Dichter das beneidenswerterweise tun kann; so aber gilt es, dem Außenstehenden immer wieder Einblick zu geben in das Räderwerk der Ursachen, aus denen die künstlerischen Forderungen im Stadtbau entstehen,

denn seine Mitarbeit ist nötig, – und wie sollte er sonst zu ihr gewonnen werden?

So hängt schließlich das Endergebnis des Bildes der Stadt in hohem Maße von dem Kulturwillen seiner Bewohner ab.

Wir haben gezeigt, wie dieses Bild im Gegensatz zur Selbstverständlichkeit früheren Wachstums heute nach ganz verwickelten und scharfsinnig konstruierten Überlegungen vorbereitet und geformt werden muß, wenn es nicht eine üble Verzerrung werden soll. Schließlich aber darf es trotzdem nicht ein destilliertes Homunkulus-Gebilde bleiben, sondern mehr denn je das Ergebnis aus den lebendigen Kräften unserer Zeit. Dieses Bewußtsein sollte unser Gewissen diesen äußeren Erscheinungen gegenüber schärfen.

Wenn wir in unserer Umgebung bedauerlichen Eindrücken begegnen, dann genügt es nicht, daß wir achselzuckend denken, hier hat Geschmack und Baukunst wieder einmal versagt, und vorbeigehen, als ginge uns das nichts an, wenn wir nicht zufällig Architekten sind. Wir müssen vielmehr denken, hier ist wieder einmal eine faule Stelle in unserer *sozialen* Kultur; und das geht uns alle an, auch wenn wir nicht Architekten sind.

Kunst und Kultur lassen sich nicht voneinander trennen, ebensowenig aber Kultur und soziale Fragen. Es gibt keine Teilkultur, die schichtweise blühen kann, es gibt nur eine einzige Kultur, die das Ganze unseres Lebens und unseres Volkes durchzieht. Das zeigt sich in nichts deutlicher als in den Fragen der Kunst, gemessen an den Problemen der heutigen Großstadt, und deshalb sind Städtebaufragen nicht mehr und nicht weniger als die praktischen Erziehungsfragen der Menschheit.

4.

FRAGEN DER GROSSSTADTUMGEBUNG

WIR haben von allerhand städtebaulichen Nöten der Großstadt gesprochen, als ob diese ein Wesen wäre, das nur an seine eigenen Interessen denkt. In der Tat ist das meist auch der Fall. Wir brauchen gar nicht sehr weit zurückzublicken, um zu beobachten, wie die wachsende Stadt rücksichtslos in ihre Umgebung einbricht, ländliches Gebiet in Bauplätze verwandelt und allmählich ihren steinernen Gürtel gegen die „Außenwelt“ vorschiebt. Noch schlimmer ist das Bild, wenn ihr Leib nicht im Zusammenhang mit dem Bestehenden sich ausdehnt, sondern hier und dort Splitterkolonien von Häusern entstehen, die wie verirrte Gäste irgendwo in der Natur stehen und vergebens auf den inneren Anschluß an die Lebensströme der großen Stadt warten, an den sie bei ihrem Entstehen nicht viel gedacht haben.

Es gab eine Zeit, wo man glaubte, das Gründen solcher Splitterkolonien auf schnell parzelliertem und leicht verkauftem Boden sei das, was man unter dem Begriff „Siedeln“ als Ideal verfolgte, – es sei zugleich die lang ersehnte Entlastung der Großstadt.

Das war einer der größten und verhängnisvollsten Irrtümer in der Großstadtentwicklung. „Siedeln“ ist nicht etwa nur das Erstellen von

Häusern in bisher dafür nicht benutzter Gegend. Der Zusammenhang mit den Mitteln des Verkehrs, mit einer Schule, mit einer Arbeitsstätte ist eine erste Vorbedingung, die sichergestellt werden muß, – die Anlagen der Wasserversorgung, der Lichtleitung, in vielen Fällen auch der gemeinsamen Abwasserregelung sind Notwendigkeiten der Lebensfähigkeit. Wenn all das nicht sorgfältig bedacht und gelöst ist, entstehen um die Großstadt herum kranke, ja, sterbende „Siedlungen“.

Auch der egoistische Gesichtspunkt einer „Entlastung“ der Großstadt kann so nicht erfüllt werden, denn in Wahrheit wird auf solche Weise eines der wertvollsten Güter einer großen Stadt dahingeopfert: ihre unberührte Umgebung. Die Vorstellung ist nicht richtig, daß – von der Großstadt aus gesehen – „neutrales Gebiet“ sich um sie breitet. In Wahrheit gibt es für den „Städtebauer“ gar kein neutrales Gebiet. Jeder Fleck Boden hat seine Bestimmung, zunächst einmal *die* Bestimmung, die ihm im Augenblick eignet. Soll sie verändert werden, so hat man daraus mit gleicher Sorgfalt die Folgen zu bedenken, wie wenn das mitten im kostbaren Gebiet der Stadt geschieht.

Eines der Rechte, um das der Städtebauer

am leidenschaftlichsten gekämpft hat, war das Recht, Ackerland und Forstland in seinem bestehenden Zustand durch seine Pläne schützen zu können, denn das vielleicht wichtigste Ziel städtebaulicher Arbeit ist nicht etwa – wie viele meinen –, *Bauland* auszuweiten, sondern der Versuch, *Freiland* zu sichern. Für das Weiterfressen von Bauland braucht man sich einstweilen keine Sorge zu machen, wohl aber in hohem Maße für das Auffressen von Freiland. Bis zum gewissen Grade wird solches Ausweiten natürlich unvermeidlich bleiben, aber es muß in einer Weise geschehen, die in irgendeiner Art einen Ersatz an Kulturwerten mit sich bringt.

Wenn man diese Sachlage bedenkt, wird eine Wendung in unserer städtebaulichen Politik eigentlich zu einer Selbstverständlichkeit, deren allgemein anerkannte Berechtigung noch gar nicht sehr alt ist; es genügt nicht, daß die Großstadt ihre Interessen in wohlerwogenen Plänen zusammenfaßt, Plänen, deren Gedankengänge ganz unvermeidlich mit ihren Absichten, ganz gewiß aber mit ihren *Folgen* über die gemeindlichen Grenzen herüber ins umgebende noch stille Land herausgreifen. Es ist unbedingt nötig, daß ihr ein Gegenspieler erwächst, nämlich

daß auch der ganze *Lebensraum*, in den sie eingebettet ist, sich auf seine besonderen Interessen besinnt, die größeren und kleineren Orte, die in ihm liegen, sich ihrer Entwicklungsfragen bewußt werden, und den unantastbaren Gütern des Bodens ein Anwalt bestellt wird.

Die Bewegung, die diese Erkenntnisse zur Tat werden ließ, hat man „*Landesplanung*“ genannt. Sie begann zuerst an den am meisten gefährdeten Stellen Deutschlands in Form von Siedlungsverbänden (z. B. Ruhrsiedlungsverband, Hamburg-Preußischer Landesplanungsausschuß) aus innerer Kraft aufzublühen; nach 1933 ist ein lang verfolgter Wunsch der städtebaulichen Fachleute erfüllt: eine eigene „*Reichsstelle für Raumordnung*“ ist geschaffen, so daß diese Arbeit nicht nur an besonders gefährdeten Stellen einsetzt, sondern sich allmählich über ganz Deutschland zieht.

Man hat bald erkannt, daß die Landesplanung nicht etwa eine Einengung der Städteplanung bedeutet, sondern in deren ureigenstem Interesse liegt. Wenn man eine Stadt als selbständiges künstlerisches Gesamtgebilde betrachtet, so ist es mit ihr nicht anders, wie mit dem künstlerischen Einzelbauwerk: es kann noch so schön durchdacht sein, wenn es in eine

schlechte Umgebung kommt, verliert es den lebendigen Reiz, den es doch als Teil eines Ganzen haben möchte. Denn in der Architektur gibt es keine Kunstwerke, die man beliebig isolieren kann, wenn die Umstände das wünschenswert machen. Ebenso ist es mit dem Gesamtgebilde „Stadt“. Es handelt sich nicht nur darum, daß eine Stadt die Möglichkeiten des Flusses, an dem sie liegt, oder der Bodenschätze, von denen sie zehrt, gut und richtig mit ihrem Organismus verbindet – es handelt sich um viel mehr. Alle die kleinen Lebensadern, die ihre Kräfte aus einem Lebensraum in die Großstadt sickern lassen, müssen zu ihrem Rechte kommen, vor allem aber eine Macht, die über all diesen halb mit Nützlichkeit verbundenen Dingen steht, nämlich die Macht des Schöpfers, der in einem Stück Natur, seiner Eigenart und seiner Schönheit den Menschen – auch wenn sie sich in Haufen zusammenknäueln – das Wertvollste gegeben hat, was sie besitzen.

Wenn wir von Problemen der Großstadt sprechen, ist eines der wichtigsten die Wahrung ihrer Umgebung. Was wir im Inneren des steinernen Straßennetzes so leicht vergessen, wird uns hier vor Feld, Wald und Wiese viel eindringlicher zum Bewußtsein gebracht: daß das

wertvollste Gut, das ein Volk besitzt, sein Grund und Boden ist. Nicht nur als Wirtschaftsgut, sondern auch als formende Kraft seines jeweiligen Stammescharakters.

Das Instrument, mit dem die Landesplanung arbeitet, ist in den Grundzügen seines Wesens sehr ähnlich wie der Generalsiedlungsplan einer großen Stadt. Aber die Gesichtspunkte, die zu klären sind, ehe die gestaltende Arbeit beginnen kann, gehen viel weiter. Die Forderungen des Stückes Natur, um dessen Schicksal es sich handelt, müssen noch eingehender behandelt werden, sowohl nach der naturkundlichen wie nach der praktischen Seite. Bodennutzung und Wasserwirtschaft sind die Angelpunkte der Überlegungen, von denen alles weitere ausgeht. Die Beziehungen, die sich daraus für die Bedürfnisse bestehender Siedlungen oder die Erfordernisse an neuen Siedlungen ergeben, sind das, wodurch dann das Problem der Großstadt im engeren Sinn berührt wird. Der Punkt, wo die Arbeit am städtischen Generalsiedlungsplan in die Arbeit der Landesplanung übergeht, ist nicht fest bestimmbar. Beide Gedankengänge müssen trotz ihrer verschiedenen Richtung miteinander verschmelzen.

5.

KÜNSTLERISCHE AUFGABEN
DER GROSSSTADTARCHITEKTUR

UNTER den künstlerischen Aufgaben, welche die Großstadtentwicklung mit sich bringt, müssen wir zwei Gruppen voneinander scheiden. Die eine umfaßt Fragen, die das Verhältnis der baulichen Erscheinungen untereinander betrifft, ihre Reihung, ihre Verknüpfung und den Rhythmus ihrer Beziehungen zueinander; die andere Gruppe umfaßt Fragen, die sich beziehen auf den Einfluß, den die Großstadtentwicklung auf die Gestaltung der *einzelnen baulichen Arbeiten* selber ausübt; auf den Organismus ihrer Systeme, die Ausdrucksmittel ihrer Wirkungen, kurz diejenigen Erscheinungen, die im engeren Sinne den Stil des Gestaltens ausmachen.

Wir haben versucht zu zeigen, wie die künstlerischen Fragen der ersten Gruppe abhängig sind nach zwei Seiten: zunächst von Vorbedingungen sozialer Natur, die zu ganz bestimmten Forderungen führen und erst gelöst sein müssen, ehe künstlerische Gesichtspunkte überhaupt in Betracht kommen; sodann aber von Nachbedingungen, die darin bestehen, daß die künstlerische Absicht in bestimmten Plänen Form gewinnt und diese Saat nun auch weiter gepflegt und zur Blüte gebracht wird. Es handelt sich hier beim Schaffen also um ein ganz

eigentümliches Gebiet nur halb entfesselter künstlerischer Kräfte.

Von jener zweiten Gruppe künstlerischer Fragen haben wir bisher noch nicht gesprochen. Sie sind jenen andern Erwägungen gegenüber, die alle *allgemeinen* Kulturcharakter tragen, Fragen mehr innerberuflicher Art. Aber sie gehen auch den kunstinteressierten Laien an, denn mit ihnen kommen wir erst zu ästhetisch-stilistischen Gedankengängen.

Wir haben bereits festgestellt, daß das Ziel der künstlerischen Eindrücke der Architektur in Wirkungen ihrer Verhältnisse besteht; die bauliche Masse, ihre Gruppierung, ihr Umriß, das System der Formen, das alles ist Träger eines Rhythmus, der in uns die jeweilige künstlerische Wirkung auslöst.

Der Weg zum Erreichen dieses künstlerischen Zieles ist nun aber für den architektonisch Schaffenden nicht frei, weil dieser Rhythmus nicht Selbstzweck ist. Der Zweck des Baues ist vielmehr mit ganz wenigen Ausnahmen gar nicht in erster Linie ein künstlerischer, sondern ein praktischer. Der Weg ist aber des weiteren auch deshalb nicht frei, weil er an ein konkretes Ausdrucksmittel gebunden ist: das Baumaterial, das je nach seiner Wahl ganz be-

stimmte Gesetze für die gestaltende Behandlung in sich trägt.

Das künstlerische Ziel des Architekten ist also gebunden durch zwei außer ihm liegende Kräfte: durch Zweck und durch Material. Durch beide Kräfte wird es stilistisch beeinflusst, denn beide verlangen ganz bestimmte Einpassung in die von ihnen ausgehenden Zwänge, und die Art solcher Einpassungen ungehemmter künstlerischer Möglichkeiten in bestimmte von außen kommende Zwänge ist das, was „Stil“ erzeugt. Aus dem Zweck des Gebäudes entspringen stilbildende Eigentümlichkeiten, und aus dem Material des Gebäudes entspringen stilbildende Eigentümlichkeiten.

Stellen wir also die Frage: wie wird der Stil des architektonischen Schaffens durch die Großstadtentwicklung beeinflusst? so müssen wir zunächst die Unterfragen stellen: wie wird der Zweck des Bauens durch die Großstadtentwicklung beeinflusst, und wie wird die Materialfrage beim Bauen durch die Großstadtentwicklung beeinflusst?

Man sieht, wenn man in der künstlerischen Entwicklung der letzten zwanzig Jahre anfangs den Schlüssel guter Lösungen in einem „Stil der Zweckmäßigkeit“ sah, sodann dem „Stil

der Materialgerechtigkeit“ huldigte und endlich merkte, daß man damit noch nicht das erschöpfte, was das Gesetz des Schaffens ausmacht, so war das nicht, wie man heute manchmal meint, ein Taumeln von einem täuschenden Ideal zum andern, sondern es zeigt sich darin nur, daß die in Wahrheit untrennbar zusammenwirkenden Mächte nicht gleichzeitig, sondern hintereinander ihr Antlitz entschleierten.

Wir haben heute erkannt, daß über den Einflüssen von Zweck und Material noch ein Drittes steht, das diese Einflüsse in seinen Dienst nimmt: es ist ein Gestaltungswille, der aus seelischen Regungen emporsteigt. Diese seelischen Regungen entspringen in ihrem unwandelbaren Teil den Stammeseigentümlichkeiten eines Menschen, in ihrem wandelbaren Teil klingen in sie herein die eigentümlichen Schwingungen einer Zeitepoche, der Zeitepoche, mit der wir durch tausend unsichtbare Wellen verknüpft sind. Dieser Gestaltungswille äußert sich in erster Linie in Werten von Proportion und Rhythmus, die geheimnisvoll das Weltall durchdringen; es ist die eigentliche künstlerische Kraft, für deren Entbindung nicht der Verstand, sondern nur das Gefühl maßgebend ist.

Uns liegt es heutzutage ob, die drei Kräfte,

die bei jedem baulichen Kunstwerk zusammenwirken, die Forderungen des Zwecks, die Forderungen des Materials und die Forderungen des Gefühls ins rechte gegenseitige Verhältnis zu setzen.

Betrachten wir im Hinblick auf die Großstadt zunächst die Zusammenhänge von Stil und Zweck.

Die Eigentümlichkeit architektonischen Schaffens liegt in seiner Doppelnatur von Innenwirkung und Außenwirkung. Beide Wirkungen geben völlig voneinander getrennte Eindrücke, Eindrücke, die man nie gleichzeitig wahrnehmen kann, und die doch aufs engste einer von dem andern abhängen. Sie schaffend *gleichzeitig* zu erfassen, ist das Merkmal der besonderen Begabung des architektonischen Gestaltens; sie *gleichzeitig* geistig zu erkennen, ist das Merkmal der Begabung des architektonischen Betrachtens.

Die letztere wird weit seltener gefunden als die erste; auch feinsinnige Betrachter der Architektur ertappt man nicht selten bald darauf, daß sie eigentlich immer nur das eine oder das andere sehen, und die organische Durchdringung von Raumgebilde und Außengebilde höchstens

bei einräumigen Bauten voll im Bewußtsein behalten, wo sie sich der Phantasie ohne weiteres aufdrängt. Und doch ist die Art dieser organischen Durchdringung das einzig Maßgebende für die Beurteilung eines Bauwerks. Sie ist das, was man anders betrachtet auch als Zusammenhang von Kunst und Zweck bezeichnen kann.

Der praktische Zweck der Architektur ist der Raum, der künstlerische Zweck die aus Proportion und Teilung gewonnene rhythmische Wirkung einer positiven oder negativen Masse; das Ziel reifen Gestaltens besteht darin, diese beiden entgegengesetzten Zwecke derart in volles Gleichgewicht zu bringen, daß keiner vor dem andern erkennbar vorwiegt, sondern daß beide den Eindruck völlig freier Gleichwertigkeit machen.

Das ist verhältnismäßig leicht zu erzielen bei einräumigen Gebilden. Der eine Raumgedanke, mag er als solcher in monumentaler Gestaltung noch so reich gesteigerte Eigentümlichkeiten annehmen, setzt sich auf eindeutige Weise in eine klare kubische Masse um. Das Wesen aller Monumentalgebilde beruht ursprünglich auf dieser Einfachheit der Raumforderung; der Kultusraum, der ihre Wurzel bildet, hat ein eindeutiges Zweckprogramm. Der griechische

Tempel, die römische Basilika, die mittelalterliche Kirche, der Kuppeltempel der Renaissance sind vom grundsätzlichen Gesichtspunkt der Aufgabestellung betrachtet „einfache“ Probleme. Die Zweckforderung tritt hier in einer Weise auf, die der Form der Lösung den günstigsten Boden bereitet. Zweck und Form sind eins; ihrem Grundgedanken nach wird deshalb auch die Art solcher Lösungen zu einer stets wiederkehrenden Erscheinung. Mit einem Wort, es bildet sich ein fester stilistischer Typus. Das Vorhandensein eines Typus ist aber der sicherste Beweis für den restlosen Ausgleich zwischen praktischen und künstlerischen Forderungen.

So wie die Raumforderungen verschiedenartiger werden, wächst die Schwierigkeit, das Ziel der unanfechtbaren Einheit von Raum und Masse zu erreichen. Solange noch ein Hauptraum beherrschend vorwiegt und andere Raumforderungen daneben eine untergeordnete Rolle spielen, lassen sich Methoden finden, um diesen beherrschenden Raum so allem Beiwerk überzuordnen, daß er gleichsam allein für die Wirkung der Masse ausschlaggebend wird. Ja, es braucht nicht einmal ein einzelner Raum zu sein; auch wenn eine Raumfolge den klaren

Kern des Gebäudezweckes bilden muß, ist noch eine Lösung erreichbar, die im Widerspiel von Zweck und Form zu einem bestimmten Organismus führt, der sein Gepräge erhält durch die beherrschende Raumfolge. Wir brauchen nur an das Thema „Theater“ zu denken, um das zu erkennen. Hier ist der Weg noch verhältnismäßig klar überschaubar, wie sich durch Ausreifen eines bestimmten Zweckes der künstlerische Typus für einen Raumorganismus bildet.

Sobald im Zweckprogramm eines Bauwerks ein beherrschender, räumlichen Ausdruck fordernder Kern ganz zurücktritt und nur eine bunte Folge ihrem Wesen nach mehr oder minder einander gleichgeordneter, ihrer Form und Größe nach aber verschiedenartiger Räume auftritt, ist die Forderung der organischen Einheit von Form und Masse bedeutend schwieriger geworden.

Zwei verschiedenartige Wege bleiben offen. Der Architekt kann den mancherlei besonderen Forderungen der einzelnen Räume nachgehen, sie zum Ausdruck bringen und so nach außen hin zu einer Massengestaltung kommen, die dem individuellen Wechsel des Inneren nachgeht. Er wird zu Lösungsformen gezwungen,

die sich in malerischen Gruppierungen und Übergängen äußern.

Oder aber der Architekt sucht aus den mancherlei Sonderforderungen des Programms gewisse Gemeinsamkeiten herauszuziehen; er schematisiert die Vielzahl der Bedürfnisse und sucht Ungleichartiges unter ein gewisses gemeinsames Gesetz zu bringen. Er wird zu Lösungsformen geführt, die sich in führenden Systemen äußern.

Das Verhältnis von Raum und Masse, von Zweck und Gestaltung ist beide Male auf verschiedene Weise ins Gleichgewicht gebracht; das eine Mal überwiegt die Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit des Inneren, und das Äußere paßt sich dem malerisch an; das andere Mal überwiegt die Rücksicht auf das Äußere, und das Innere ordnet sich in dessen Gesetze ein.

Das ideale Streben liegt natürlich nach der Richtung hin, auch hier Innen und Außen, Zweck und Masse, Forderung und Lösung zu vollem, restlosem Ausgleich zu bringen. Das ideale Streben liegt mit einem Worte auch hier in der Richtung, einen *Typus* zu finden, der die Grundlage zu einer solchen völlig im Gleichgewicht befindlichen Gestaltung schafft.

Und wenn wir uns nun fragen, wie die Groß-

stadtentwicklung die aus diesen Überlegungen entspringenden Gesichtspunkte beeinflußt, so treten gewisse Erscheinungen deutlich als etwas Allgemeines hervor.

Für ideale Zwecke erster Ordnung pflegt heute noch ebenso wie zu allen Zeiten die Programmforderung von jener abgeklärten Einfachheit zu sein, die von selber zu großen, beherrschenden Raumtypen führt, die restlos und ohne Bruch in gleichartige Massengestaltungen aufgehen.

Solche Zwecke spielen aber im Rahmen der Großstadt nicht die alleinige Rolle; es liegt vielmehr, wie wir schon vorher gesehen haben, eine erstaunliche Vermannigfaltigung der Zwecke im Wesen der großen Stadt. Diese Vermannigfaltigung ist zunächst äußerer Natur; zu den bisherigen Aufgaben, die in Bauten ihren Ausdruck fanden, treten durch die Bedürfnisse der Menschenhäufung zahlreiche neue, deren Zwecke bis dahin keine Rolle für die stilistische Entwicklung architektonischen Gestaltens gespielt hatten. Für idealistische Bedürfnisse in allen ihren Abwandlungen von geistigen und körperlichen Idealen, von reinen Kulturfragen und bedingten Fürsorgefragen tauchen weitgehende Forderungen auf. Zu-

gleich aber treten daneben in breiter Front neue praktische Bedürfnisse hervor, die architektonischen Ausdruck verlangen, Bedürfnisse, für die vielfach noch keinerlei Ansatz zu ihrer Formbewältigung vorhanden war.

Und mit dieser äußeren Vermannigfaltigung der Zwecke geht eine innere Vermannigfaltigung Hand in Hand. Auch in denjenigen Bauaufgaben, die als solche die Architektur schon lange beschäftigen, sind die inneren Anforderungen von Grund aus andere geworden. Das Wohnhaus sogar, um ein einfaches Beispiel zu nennen, ist vom Standpunkt seiner technischen Einrichtungen betrachtet in den letzten fünfzig Jahren etwas ganz Neues geworden. Je anspruchsvoller aber die Aufgabe bereits an sich war, um so mehr ist ihr Wesen verwandelt. Von den ganz spezialistischen Anforderungen aber, die heute ein wissenschaftliches Institut, ein Warenhaus, ein Elektrizitätswerk, eine Schule oder ein Krankenhaus stellt, hatte man vor der Entwicklung zur Großstadt überhaupt keine Vorstellung.

Und es ist nicht nur die Spezialisierung der Bauaufgaben, die uns als das Eigentümliche des heutigen Zustandes entgegentritt, sondern zugleich die Fülle verschiedenartiger Ansprüche,

die gleichzeitig an ein und dasselbe Gebäude gestellt werden. Der Kreis der Betätigungen, die mit einem großstädtischen Betriebe in Zusammenhang stehen, ist meistens so groß und greift einstweilen noch in so viele Nebengebiete herüber, daß das Bauprogramm heutiger Großstadtaufgaben meist ein Konglomerat der verschiedenartigsten räumlichen Gebilde zwingend verlangt.

Kurz, vom Standpunkt der *praktischen* Forderungen betrachtet, wirkt der Großstadteinfluß im Sinne einer bunten Differenzierung der Zwecke und damit zugleich einer bunten Mannigfaltigkeit der daraus entstehenden Erscheinungen.

Vom Standpunkt der *künstlerischen* Forderungen betrachtet, ist das gerade Gegenteil der Fall. Für die Wirkungen der Großstadt ist nichts verhängnisvoller als diese bunte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen; alles drängt aus innerstem ästhetischen Bedürfnis nach Einfachheit und Klarheit. Das bewegliche Getriebe des heutigen Daseins ist an sich schon so bunt und unruhig, daß wir es immer mehr als unerträglich empfinden, wenn der Hintergrund, auf dem es sich abspielt, nun auch noch bunt und unruhig wirkt; nein, unser ganzer Sinn

muß notwendigerweise nach klaren, einfachen Eindrücken drängen.

Wir stehen hier vor einem tiefen inneren Zwiespalt in den architektonischen Fragen unserer Zeit. Es wird unserer Baukunst durch den Gang der Entwicklung die Aufgabe unendlich erschwert, die inneren und die äußeren Forderungen, die Forderungen des Zwecks und die der Masse zu einer befriedigenden Wesenseinheit zu verbinden. Die beiden Momente, deren Vermählung das Geheimnis architektonischen Schaffens ist, laufen Gefahr, durch den Einfluß der Großstadtentwicklung auseinanderzustreben.

Daß das im Augenblick wenigstens so ist, zeigt uns jeder Blick in die Geschäftsstraßen und Arbeitsbezirke der heutigen Großstadt. Überall treten uns Gebilde entgegen, die ihren individuellen praktischen Zweck wahrscheinlich ganz gut erfüllen, die aber ihren Zweck als Teil eines baulichen Gesamtgebildes auch nicht von ferne erreichen.

Unter diesem Zwiespalt steht gegenwärtig noch das bauliche Bild der Großstadt, und doch können wir mit suchendem Auge auch schon den Weg entdecken, der aus diesem Zwiespalt herausführt: es ist der Weg der immer größeren

Abklärung unserer inneren Organisationen und damit, als Reflexerscheinung, einer immer größeren Abklärung unserer Bauprogramme.

Die Art, in der die vielerlei neuen Ansprüche der Großstadt organisatorisch betrachtet, erfüllt werden, verliert immer mehr die Form tastender oder individueller Versuche; allmählich bildet sich an vielen Stellen ein Schema für die geschäftliche Bewältigung heraus, das klarer und klarer wird und langsam Allgemeingültigkeit bekommt.

Das Geschäftshaus, das vor einem Jahrzehnt noch ganz dem vermeintlichen individuellen Bedürfnis des einzelnen Kaufmannes angepaßt wurde, ist heute, wo die Art der kaufmännischen Großstadtorganisation sich abklärt, mehr und mehr ein unverrückbarer Organismus geworden, der sich aus den festen Achsen der Pultabstände des Kontors entwickelt. Die Volksschule, die lange Zeit zwischen den verschiedensten Formen romantischer Gruppierungen herumschwankte, ist durch die immer klarer ausgebaute Logik ihres Kulturprogramms zu einem immer deutlicher ausgesprochenen System gekommen, das sich auf der durch die Bankformen bedingten Einheit der Klassengröße aufbaut. Das Warenhaus hat die

Zufälligkeiten des früheren Durcheinanders von Geschäft und Wohnung abgestreift und ist zu einem einheitlichen Grundcharakter durchgedrungen, der aus dem Grundsatz möglicher Tiefenbeleuchtung zur völligen Pfeileraufteilung der Wand führte. Das Bildermuseum ist auf dem Wege, aus den Grundgesetzen der Beleuchtungsmöglichkeit heraus wiederkehrende Grundformen zu entwickeln. Ähnliches kann man von der Badeanstalt oder dem Krankenhaus sagen, und die im engsten Sinne technischen Bauten, wie etwa Bahnhöfe oder Markt- und Lagerhallen, zeigen in ihren neuesten Lösungen deutlich, wie sie das Prinzip der künstlerischen Bewältigung und der künstlerischen Wirkung im Betonen des gleichartig Wiederkehrenden sehen.

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man als erstes Zeichen eines ausgereiften Programms betrachten wird, daß alle Bedürfnisse in gewisse Größenbeziehungen zu einer Zelleneinheit gesetzt sind. Diese Zelleneinheit bedarf dann einer überaus sorgfältigen Abwägung, denn jeder Quadratzentimeter, der hier erspart werden kann, bedeutet durch seine Wiederkehr im ganzen baulichen Organismus ein erhebliches wirtschaftliches Moment, und jedes Ver-

hältnis, das hier festgelegt wird, ergibt den Grundzug für die künstlerische Wirkung des Ganzen.

Je fester also und klarer die Organisationsform eines Großstadtbetriebes durchgearbeitet ist, um so mehr wird solch ein zellenartiger Aufbau des ganzen organisatorischen Gebildes zutage treten, und um so mehr wird damit etwas gleichartig Wiederkehrendes als künstlerische Grundlage des Gestaltens zum Vorschein kommen.

Aus allen solchen Erscheinungen können wir deutlich ablesen, wo die Ziele liegen in dem Kampf gegen die stilistischen Gefahren, welche die Großstadtentwicklung mit sich bringt.

Wiederum liegen sie zum wesentlichen Teil außerhalb der Sphäre des formalen Schaffens. Sie müssen einsetzen in dem Streben nach einer Abklärung der Forderungen des baulichen Zweckes, anders ausgedrückt nach einer Abklärung unserer Lebensorganisation. Nur wenn auf allen Sondergebieten unserer Kultur die Ziele immer deutlicher umrissen werden, kann das eintreten. Je klarer das Wesen eines Kulturbedürfnisses geworden ist, um so klarer wird der geistige Aufbau seiner Erfordernisse; Wesentliches und Unwesentliches trennt sich von-

einander, und aus dem Zufallsgebilde persönlich geschauter Erledigung schält sich das Typische heraus.

Immer mehr werden die Bedürfnisse der Großstädte einander ähnlich; lokale Grenzen, die früher bestanden, fallen gegenüber der überwiegenden Macht gleichartiger Probleme. Aus typischen Bedürfnissen entstehen typische Organisationen; aus typischen Organisationen typische bauliche Organismen. So muß jeder Fortschritt in der kulturellen Bewältigung der Großstadtaufgaben die Baukunst auf dem betreffenden Gebiete dem Typus näherbringen.

Und nun tritt etwas Eigentümliches ein, das im ersten Augenblick vielleicht wie ein innerer Widerspruch erscheint: die Bindung in den Forderungen, die das Festlegen eines Typus mit sich bringt, bedeutet für die Schaffensfreiheit des architektonischen Künstlers kein Hemmnis. Der Künstler bleibt innerhalb des Typischen, das in einem Programm steckt, in seiner Kunst beweglich.

Wird von ihm die Erfüllung einer Forderung verlangt, die in einer ganz bestimmten individuellen Form an ihn herantritt, so wird er in hohem Maße Sklave dieser besonderen Forderung. Hat die Forderung aber typischen Cha-

rakter, so bieten sich ihm zahlreiche Möglichkeiten, den Typus zu verwirklichen.

Es würde also ganz falsch sein zu glauben, daß sich der Künstler vor diesem Zug zum Typisieren der Aufgabe, zu dem die Schwierigkeiten unserer Zeit führen, zu fürchten braucht. Das ist ein völliges Verkennen des Wesens architektonischer Ziele.

Echte Schöpferkraft wird dem Streben nach dem Typus niemals aus dem Wege gehen. Ist er noch nicht gefunden, so wird sie suchen, ihm näherzukommen; ist er gefunden, so wird sie suchen, ihm ein edles neues Gewand zu geben.

Niemals aber zeigt sich echte Schöpferkraft in dem viel verbreiteten Streben, etwas anderes zu machen, bloß um es anders zu machen.

Wer den Typus verschmäht, weil er glaubt, innerhalb seiner Grenzen nichts Neues schaffen zu können, offenbart damit seine Schwäche; wer ihn verschmäht, weil er glaubt, innerhalb seiner Grenzen nicht genug zur Geltung zu kommen, offenbart damit seinen Egoismus.

Alle starke Architektur sucht den Typus. Aus dem Typus der Kuppel von Florenz schuf Michelangelo St. Peter, aus St. Peter machte Christopher Wren die Kuppel von St. Paul; aus dem Palazzo Rucellai des Alberti machte Bra-

mante die Cancellaria und Sanmicheli den Palazzo Bevilacqua; jeder schuf ein individuelles Meisterwerk auf der Grundlage des gleichen Typus.

So wird der Genius nicht gehemmt; er wird gerade da neues Leben wecken, wo der Schwächere nur nachahmen kann; dem Schwächeren aber wird ein sicherer Stab gegeben, so daß sein Taumeln uns nicht mehr Ärgernis bereitet.

Aber noch eine andere Sorge taucht hervor, wenn wir den Einfluß der Großstadt auf die Architekturentwicklung betrachten.

Wenn wir rückwärts blicken auf das köstliche Reich historischer Schöpfungen, das die Baukunst vor uns ausbreitet, so ist es gar nicht in erster Linie der einzelne Künstler, der uns als Geber des wunderbaren Reichtums mannigfaltiger Erscheinungen auffällt; in vielleicht noch höherem Grade tritt im Gesamtbilde die Befruchtung hervor, die in den Eigentümlichkeiten der verschiedenen Landstriche und Stammescharaktere begründet liegt. Wismar neben Nürnberg, das niedersächsische neben dem tiroler Dorf, die Marienburg neben der Wartburg, der Dom von Stendal neben dem Ulmer Münster, – in derartigen Perspektiven liegt eine

solche Fülle wertvollster, reich machender Unterschiede, daß daneben die Unterschiede zwischen zwei künstlerischen Persönlichkeiten der gleichen Epoche beinahe verblassen.

Brauchen wir also, wie wir zu zeigen versuchten, in der eigentümlichen Entwicklungsrichtung, welche die Großstadt fördert, keine Gefahr für die künstlerische Persönlichkeit zu sehen, so bleibt doch zunächst die Sorge offen, ob diese Entwicklung uns nicht der Reize berauben wird, die in diesen großen bereichernden Charakterunterschieden landschaftlicher Art liegen.

Die Frage ist in doppeltem Sinne berechtigt.

Die bisherige architektonische Entwicklung der Großstadt hat uns dieser Reize fraglos beraubt. Gewisse Großstadtstraßen in Berlin oder Frankfurt, in Hannover, Köln oder Stuttgart zeigen keine innerlichen Unterschiede mehr. Wer mit Faustens Zaubermantel schlafend von einer in die andere versetzt würde, könnte erwachend kaum merken, daß er in verschiedenen Städten war. Fragen wir also nach landschaftlichen Charakterunterschieden, so müßten diese schon durch die abklärende Bewegung, die wir für die Großstadt erhoffen, wiedergewonnen werden.

Und zu dieser Erwartung scheint der Gedankengang, den wir verfolgten, zunächst durchaus keinen Raum zu geben.

Wenn wirklich die Kulturentwicklung, welche die Bedürfnisse der Großstadt fordert, nach typischen Gestaltungen hindrängt, so müssen wir im Gegenteil erwarten, daß nicht nur in der gleichen Stadt die gleichen Aufgaben sich ähnlicher werden, sondern daß der Charakter der verschiedenen Großstädte untereinander ebenfalls immer gleichartiger wird, da in allen naturgemäß auch die gleichen Aufgaben hervortreten werden.

Dieser Schluß würde ohne weiteres berechtigt sein, wenn die Einwirkungen, welche die Forderungen des Zwecks auf das Bauwerk ausüben, die einzigen stilbildenden Kräfte wären. Das ist aber, wie wir anfangs bereits hervorgehoben haben, nicht der Fall. Neben der Wechselwirkung von Stil und Zweck steht eine andere, nicht weniger einflußreiche Erscheinung: die Wechselwirkung von Stil und Baustoff.

Der architektonische Schöpfer ist in doppelter Weise bei Erfüllung seiner künstlerischen Absichten gebunden, durch die Zweckgesetze, die ihm das Programm auferlegt, das er zu er-

füllen hat, und durch die technischen Gesetze, die ihm der Stoff auferlegt, in dem er arbeitet.

Der Zwang des Zweckes ist zeitlich gebunden, denn die Zwecke ändern sich in der historischen Entwicklung, örtlich aber ist er ungebunden. Der Zwang des Stoffes ist zeitlich ungebunden, denn er ist unveränderlich der gleiche jetzt wie in früheren Epochen; örtlich aber ist er gebunden, denn die Stoffe haben die natürlichen Verwendungszonen ihres Ursprungs und ihres Klimas.

In diesem zweiten Einfluß taucht deshalb leise etwas von der Kraft hervor, die für jede Kunst in Eigentümlichkeiten örtlichen Charakters liegt.

Die gleichmachenden Eigenschaften der Großstadt suchen diese Eigentümlichkeiten zu verwischen, ein internationaler Zug zieht über der Architektur empor. Wir empfinden dieses Zurückdrängen aller lokalen Kräfte, dies Loslösen der Wurzeln vom bindenden Stück ganz bestimmter Erde als eine Gefahr und haben instinktiv begonnen, uns dagegen zu sträuben. Die Bewegung des Heimatschutzes war in ihrem tiefsten Grunde ein deutliches Anzeichen dafür. Sie suchte dem charakterverwischenden Einfluß der Großstadt den

Kultus der lokalen Erscheinungsformen entgegenzusetzen; das Gefühl, aus dem dieses Streben hervorging, war durchaus richtig, die Mittel aber, mit denen es arbeitete, haben nur beschränkte Bedeutung. Sie müssen überall da versagen, wo es wirklich Ernst wird; denn tief umgestaltende Kräfte, wie sie die Großstadtbewegung entfesselt, lassen sich nicht durch den äußeren Apparat von historischen Motiven bannen, die aus Zeiten stammen, welche die Probleme der heutigen Großstadt gar nicht kannten. Wohl aber lassen sie sich verschwistern mit Wirkungen, die ebenfalls aus dem Inneren heraus zutage treten, wie das bei den Einwirkungen der Fall ist, die ein bestimmter Baustoff auf Formgebung und Charakter der Architektur ausübt.

Hängen die als heimatlich empfundenen Formen, wie das wohl immer der Fall ist, mit einem ganz bestimmten Baustoff zusammen, so wird der Einfluß, den dieser gleiche Baustoff auf die typischen Erscheinungen der Großstadt ausübt, unwillkürlich und ungewollt etwas vom heimatlichen Charakter in sie hineinbringen.

Denn die Charaktereigentümlichkeiten, die aus dem Baumaterial entspringen, ändern sich

nicht; die stilistischen Einflüsse der Backsteinverwendung oder die Einflüsse des Hausteins sind heute die gleichen wie zu irgendeiner Epoche.

Mag also der Zweck sich ändern und mit ihm der Organismus und der Typus des Bauwerks: alles, was mit dem Baumaterial im Zusammenhange steht an Ausdrucksform, Technik und Oberflächenstruktur, bleibt unverrückt in der Erscheinungen Flucht und bildet die Brücke zu dem, was am Bodenständigen wertvoll und dauernd ist.

Demgegenüber ist allerdings eines zu beachten: die Großstadteinflüsse haben in der Architektur Baustoffe zur Entwicklung gebracht, für die jede Überlieferung fehlt, und die sich auch, wenn man ihr Wesen etwas genauer betrachtet, keinen überlieferten Normen einpassen lassen. Eisen und Eisenbeton spielen ihre Rolle gerade deshalb, weil sie andere konstruktive Eigenschaften haben als die bisher üblichen Baustoffe, Eigenschaften, welche der Forderung der Weiträumigkeit, die aus der Massenhäufung der Großstadt notwendigerweise hervorgehen mußte, besser gerecht zu werden vermögen als andere Materialien. Mit einem Worte, wir haben es mit Baustoffen zu tun, deren Ein-

fluß ausgeht von neuen *Raumbildungen* mit neuen Spannungsweiten.

Überall, wo diese neuen Materialien konstruktiv beherrschend in die Erscheinung treten, ist schon deshalb gar keine Wahl mehr gelassen in der Frage, ob man einen historischen Stil gebrauchen mag, wenn man nicht von vornherein zu einem leeren Schein gelangen will. Es gilt, neue Zwecke und neue Proportionen in einen harmonischen Einklang zu bringen¹.

Was die neuen Zwecke praktisch von der Architektur der Großstadt fordern, ist Weiträumigkeit und ist Licht. Beiden Forderungen kommen die Eigentümlichkeiten der neuen Konstruktionsmöglichkeiten entgegen, und so entwickelt sich ganz von selber für eine ganze Klasse unserer großstädtischen Nutzbauten ein gleichartiges bauliches Skelett des inneren Organismus.

Wichtig dabei ist, daß dies *innere* Umgestaltungen sind, nach *außen* hin machen sich die neuen Baumaterialien wohl durch neue Proportionen geltend, als Baustoff selbst treten sie aber in den Flächen der Fassadenwände nur selten in die Erscheinung. Während es sich im Innern

¹ Vergl. Schumacher, Strömungen in deutscher Baukunst seit 1800. E. A. Seemann.

ganz von selber ergibt, das Knochengerüst von Eisen und Eisenbeton dem Auge zu zeigen, sind die Aufgaben nur vereinzelt, die gestatten, das Skelett völlig unverhüllt nach *außen* wirken zu lassen. Meist macht es sich aus praktischen Gründen nötig, die Außenwände weit stärker zu schließen, als die nackten konstruktiven Teile dies tun. Eisen oder Eisenbeton selbst über das konstruktiv notwendige Maß hinaus als flächenbildende Stoffe zu benutzen, würde, von anderen Einwänden ganz abgesehen, viel zu teuer sein; als flächebildende Stoffe bieten sich vielmehr die natürlichen alten Baumaterialien dar, in erster Linie diejenigen, welche sich leicht in dünnen Schichten verwenden lassen, also allen anderen voran die Keramik, die mit Platten oder mit dünnen Steinen Flächen zu erzeugen vermag.

In bezug auf die Materialwirkungen der Außenarchitektur üben also diese neuen Baustoffe weniger verändernde Einflüsse aus, als man im ersten Augenblick denken möchte, ganz abgesehen davon, daß die Zahl der Bauten auch in der Großstadt nicht klein ist, bei denen sie aus praktischen Gründen überhaupt keine ausschlaggebende Anwendung finden.

Was wir also erst von dem Einfluß sagten,

den die von Überlieferung und Klima in einer bestimmten Gegend bevorzugten Baustoffe inmitten all der entwurzelnden Kräfte der Großstadtentwicklung auszuüben berufen sind, wird durch diese neuen Baumaterialien selbst da, wo sie auftreten, in seinem tiefsten Grunde nicht entkräftet.

Man muß die Forderung, die man in dieser Beziehung stellt, in eine bedingte Form bringen, indem man sagt: überall, wo nicht ein ganz bestimmter konstruktiver oder ästhetischer Zusammenhang das Material vorschreibt, sondern seine Anwendung eine Frage freier Wahl ist, sollte man den Gesichtspunkt des für einen bestimmten Ort aus Überlieferung oder aus Klima charakteristischen Baustoffs entscheidend sein lassen.

Nichts ist für eine Großstadt nach der Seite ihrer äußeren Wirkung wichtiger als ein fester, charaktvoller Wille nach dieser Richtung hin, nichts verhängnisvoller als die spielerische Willkür, mit der die Baustoffe in unseren Tagen nebeneinander zu wechseln pflegen.

Gewiß, wir können heute infolge des leichten Güterverkehrs jedes beliebige Material in unseren Dienst stellen, äußere Schwierigkeiten hindern uns nicht daran, und im Innern unserer

Bauten, wo jeder Raum als in sich abgeschlossenes Ganze für sich allein wirkt, steht nichts im Wege, die dekorativen Möglichkeiten durch das Heranziehen der verschiedenartigsten Baustoffe zu bereichern; im *Äußeren* aber ist diese Sucht gerade so, als ob man aus Lust an der Mannigfaltigkeit schöner Gewebe eine Zimmerwand mit verschiedenartigen Flickern tapezieren wollte. Eine Straßenwand ist eine Einheit, ganz ähnlich wie die Wand eines Innenraumes.

Mehr aber noch als dieser Gesichtspunkt der Einheitlichkeit fällt ins Gewicht, daß hier, wie gesagt, eine wichtige Kraft liegt, um ganz bestimmte Eindrücke bedeutsamster Art hervorzurufen. Gerade weil alle stilbildenden Einflüsse, die von der Großstadt ausgehen und denen ehrlich zu folgen natürlich das erste Gebot ist, dahin wirken, zu schematisieren und charaktervolle Sondereigentümlichkeiten lokaler Natur aufzuheben, muß man sie da, wo sie sich ungezwungen bieten, um so kräftiger packen und festhalten. Tut man das, so wird man nicht etwa nur eine Äußerlichkeit in Händen haben, sondern weit mehr, denn im Baustoff liegen, wenn man sein Wesen wirklich formend zu ergründen weiß, geheime Kräfte,

die etwas in sich tragen von den elementaren Wirkungen der Natur.

Das Verwischen der Grenzen der Baumaterialien hat alle Gefahren in unsere Baukunst hereingebracht, die etwa eine Weltsprache in die charakteristische Entwicklung unserer Literatur hereinbringen würde. Es ist eine der großen unsterblichen Wahrheiten, die Semper uns in seinem „Stil“ dargelegt hat, daß in der Architektur ein gewisser äußerer Zwang, ein gewisses Maß von Gebundenheit Charakter erzeugt. Dafür geben unsere norddeutschen, seinerzeit auf den Backstein zwangsweise angewiesenen Städte in ihrer heute teilweise noch erhaltenen herbtrotzigen Schönheit einen besonders deutlichen Beweis. Aus den Eigentümlichkeiten des Materials ist hier eine Kunstblüte entstanden, deren Kraft nie wieder auf gleichem Boden erreicht wurde.

Wenn auch das typisch Wiederkehrende, das in allen Riesenorganisationen liegt, im Baucharakter der Großstadt als schematisierender Zug zum Ausdruck kommt und zum Ausdruck kommen soll, so ist es trotzdem nicht ausgeschlossen, daß Städte mit stark ausgeprägter Eigenart besondere Abarten typischer Erscheinungen erzeugen. Denn einstweilen besitzen

unsere Großstädte, wenn man ihre besten Seiten ins Auge faßt, in ihrem *inneren* Wesen noch ganz bestimmt unterscheidbare Individualitäten und Temperamente; nichts ist natürlicher, als daß diese inneren Unterschiede bei einer gesunden Entwicklung auch äußerlich im heutigen Architekturcharakter zum Vorschein kommen.

Hamburg beispielsweise, diese Stadt, in der äußerlich kaum noch eine Überlieferung alten Gestaltens erhalten ist, zeigt innerlich eine eigentümliche Mischung von rücksichtslosem Gegenwartsgefühl und einem treuen, fast rührenden Haften und Hängen an den Gemütswerten alter, charaktervoller Vergangenheit. In all dem „amerikanistischen“ Geist, der heute naturgemäß jede große Handelsstadt durchzieht, ist das ein deutlich anti-amerikanistischer Zug.

Wir sehen also, auch auf die innerlichen, die im eigentlichen Sinn ästhetischen Aufgaben der Baukunst hat die Großstadtentwicklung entscheidende Einflüsse ausgeübt und Fragen grundlegender Art aufgeworfen. Die praktischen Triebfedern des Zwecks und die technischen Triebfedern des Baustoffs haben durch sie Wandlungen durchgemacht, die sich in

einem neuartigen Geist des Gestaltens widerspiegeln, mit dem sich alle verfeinerten Absichten des Schaffens erst einmal auseinandersetzen müssen.

Im kleinen und besonderen zeigt sich hier das gleiche, was wir im großen am Gesamtgebilde des Stadtgefüges verfolgt haben: eine neuartige geistige Auffassung ringt nach der ihr eigentümlichen Form der Erscheinung. Wir stehen mitten in diesem Ringen und haben alle Bitternis und alle Wonne des Kampfes zu durchkosten. Das Schlachtfeld sieht bunt genug aus.

Wir müssen einstweilen noch zu gleicher Zeit, wo wir mit dem Aufbau beginnen möchten, ein hartes Stück Arbeit leisten, um zu einer Grundlage für die Betätigung der neuen Erkenntnisse zu kommen, denn gerade unsere Generation ist vor die Aufgabe gestellt, sich mit bereits halb Entwickeltem abzufinden und dieses halb Entwickelte in andere Bahnen zu bringen. Das ist vielfach noch die schwerste und vielleicht die wichtigste aller Aufgaben. Wir müssen langsam das bunte Fetzenkleid, in das die Großstadt ihre ungefügten Glieder gehüllt hat – halb wie ein Bettler, halb wie ein Narr – Stück für Stück umarbeiten zu einem anstän-

digen Gewande. Dazu gehört vielerlei: dazu gehört organisierende Voraussicht, dazu gehört künstlerische Kraft, und dazu gehört vor allem Geduld und Liebe. Jeder von uns hat den Beruf, zu helfen bei dem Kulturproblem, um das wir ringen, dem Problem: die äußeren Lebensbedingungen unseres Volkes, die in Gefahr geraten sind, der Zukunft menschenwürdig zu erhalten. Das ist nicht etwa nur ein ästhetisches Ziel, das eine Handvoll feinfühligere Männer zur künstlichen Steigerung der Lebenslust sich als Aufgabe setzten – nein, es ist die Vorbedingung zur physischen und moralischen Gesundheit unseres Volkes.

Wir wissen, daß der Baukunst die stolze Verheißung geworden ist, Spiegel der Weltanschauung einer Zeit zu sein. Wir, die wir bauen, sind stolz auf diese Macht, aber uns kann vor der Verantwortung, die in ihr liegt, nur grauen, wenn wir um uns blicken, denn einstweilen sehen wir unser lauterstes Bemühen wirkungslos zwischen all dem lauten Durcheinander versinken, in das wir hereingeboren sind.

Uns kann nur trösten, daß nicht das, was man erreicht, sondern das, was man *erstrebt*, maßgebend ist für die Beurteilung menschlichen Tuns.

Dies Streben aber kann man unserer Zeit nicht absprechen. Es sind vor allem die ungelösten Probleme der Großstadt, die es ausgelöst haben; sie haben den heutigen Architekten von einem stillen Baumeister zu einem lauten Kämpfer gemacht. Er hat erkannt, daß sein bestes Tun verloren ist, wenn er nicht ein Feld bereitet, auf dem er sich gesund entfalten kann. Beim Freimachen dieses Feldes aber muß manche Mauer eingerissen werden, die nicht ohne geräuschvollen Betrieb umgelegt werden kann.

Alle, die wir heute an der Großstadt arbeiten, müssen sich bewußt sein, daß sie nur Übergangsarbeit leisten können. Sie wirken für die kommende Generation.

13 April 1079 81 1/2

09.03.82

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

16. Okt. 1995

11. Sep. 1998

SACHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0166678

